



Inhalt: Das Wartehaus bei Scheveningen. Von Ludwig Pietzsch (zum Bilde von Professor Rudolf Jordan). — Der Auferstandene. Von F. G. Fischer. — Clothilde. Novelle von G. J. D. — Berühmte Frauen Italiens. Irene von Spilimbergo. Von Franz von Kemmersdorf (mit Illustrationen von P. Grot' Johann). — In der Kirche. Von Ludwig Pietzsch (zum Bilde von H. Salentin). — Nymphäa. Erzählung von Wilhelm Jensen. — Die deutsche Lotterie. — Die Mode. Von Veronika von G. (mit Abbildungen). — Wirtschaftsplaudereien (mit Abbildung). — Auflösung des Buchstaben-Räthsels Seite 114. — Räthsel.

Das Wartehaus bei Scheveningen.

Gemälde von Professor Rudolf Jordan.

Wie sehr das rechte Genie in seinem vorgerückten Alter noch einen Theil der Prometheuskraft in sich fühlt und von ihr getrieben wird, das zeigte sich mir in hellen Farbentönen bei dem Meister, dessen Name an der Spitze dieser Zeilen steht. Als ich ihn vor einiger Zeit besuchte, um mir zu dem hier beigegebenen Bilde einige Notizen zu erbitten, ließ er mich in seiner Werkstatt einen so tiefen Blick in sein Schaffen thun, daß ich Tage lang von den Gestalten umschwebt war, die seine Hand dort auf die Leinwand brachte, theils in vollendeter Schönheit, theils in der dichterischen Conception, noch der malerischen Ausführung harrend; wohl ein halbes Duzend solcher Bilder wurden mir von

dem Künstler mit der Mittheilung ihrer Entstehung vorgeführt. Wolte ich den Vorhang lüften, der für die Außenwelt jene Werke noch verhüllt, ich könnte viel Ergreifendes schildern; aber es lieben die Kunst und die Künstler im Allgemeinen, mit ihren Werken ursprünglich vor das Forum der Oeffentlichkeit zu treten, sie wollen mit ihnen erscheinen und siegen, und diese Kraft wohnt in der That den Bildern unseres Meisters in ganzer Fülle bei.

Bekannt dürfte es Jedem sein, der sich eingehender für die Schöpfungen des Künstlers interessiert, daß sie alle von dem feuchten Element der Nordsee umweht sind, daß er in ihren Gestalten das urkräftige und gesunde Leben wiedergibt, welches sich bis auf diesen Tag in Sitten, Gebräuchen und Kleidern bei jenen Meeresanwohnern erhalten hat.

Es hatte Etwas von einer rührenden Größe an sich, als mir der Meister begeistert von der Liebe für sein „schönes Holland“,

von dem „Zauber der einsamen Inseln des Zuydersees“ Mittheilung machte.

„Sehen Sie,“ führte er in der Folge seiner Ergießungen an, „dort habe ich so eigentlich meine zweite Heimath, meine Gemüths- und Geistesheimath gefunden! Ich bin nun an die vierzig Jahre in Düsseldorf, aber fast in jedem Sommer war ich dort unten in Holland, beschäftigt mit meinen Studien, mit dem Einsammeln immer neuer Erfahrungen aus dem Leben eines Menschenschlages, so kernig treu und so recht ein Volk für den Maler! Ich kenne die Macht nicht, die mich so unwiderstehlich dorthin zieht; ich weiß nicht, was in den Wasserfluthen, in den weitgedehnten Dünen für eine Gewalt liegt, daß sie mich förmlich im Bann halten. Aber ich bin glücklich, wenn ich die Dünen durchstreife, wenn die See mit ihrem ewigen Wechsel vor mir aufleuchtet! Und wie viele Freunde habe ich schon dort! Alle kennen sie mich, die wettergebräunten Seefahrer, die alten



Das Wartehaus bei Scheveningen. Von Professor Rudolf Jordan.

Mütterchen, die Burtschen und Mädchen und Kinder. Ich habe ihre Freude und oft auch ihren erschütternden Schmerz gesehen, die beide zumeist ihren Ursprung vom See hatten, und meine Theilnahme hat mich ihnen nahe gebracht, so daß sie mir vertraut sind, wie einem der Ihrigen! Malerisch ist dort eben Alles, was man sieht, und es gehört mehr dazu, als das kurze Leben eines Künstlers, um alle die vielseitigen Erscheinungen in Bildern wiederzugeben. Die Wechselwirkungen an den Gestaden eines großen Gewässers sind durch die Gewalt des letzteren so beweglich, daß sich dort immer ein Bild aus dem andern entwickelt, und es liegt auf der Hand, daß gar Manches von dem dunklen Hintergrunde einer dramatischen Begebenheit sich abhebt. Dort waltet der Ernst und die Größe, und wer das Liebliche sucht, der wende für immer jenem Reiche den Rücken!

Das „Wartehaus“ finden Sie auf einer der schönsten Dünen bei Scheveningen. Sein Name kündet den Zweck der primitivsten aller Hütten. Ich sah sie zum letzten Mal im vergangenen Herbst im verlöschenden Lichte des Tages, der in die ruhigen Fluthen zu Rüste sank. Wie oft hatte ich früher die Hütte schon gemustert und mir dabei gesagt, wie viele Seufzer und bange Gedanken dort schon ausgeklungen sein mochten; aber nie zuvor hatte mich ihr Anblick in eine solche Stimmung versetzt, wie sie mich nun besiel und mich zwang, sie zu zeichnen, um sie später, wie es geheißen, zu malen.

Wiewohl eigentlich schon die Debe und Einsamkeit der Natur, gesteigert durch die herabsinkende Nacht, das Herz mit einer unbestimmten Wehmuth erfüllte, so waren es noch vornehmlich die sechs Menschen, welche das Häuschen belebten, die mich nach jener Empfindung hin ganz in Anspruch nahmen! Zuerst war es der künftige Seemann, gestützt auf das Ferglas, den Falkenblick hinausgewendet in die endlose Wasserfläche. Die Uebung und die mächtig anregende Gewalt der Pflicht haben seinen Blick so geschärft, daß er fast ohne die Hilfe des Rohrs jedes am fernsten Horizont auftauchende Fahrzeug entdeckt; erst später nimmt er dasselbe zur Hand, um zu prüfen, ob es das Boot eines heimkehrenden Freundes sei, das ihm, wie dem Hirten das Lamm seiner Herde, kenntlich ist. Er ist gewissermaßen die Wacht an diesem Punkte, obgleich das eigentliche „Wartehaus“ an einer anderen Stelle der Dünen gelegen ist. Wie aus Erz gegossen erschienen mir seine Züge, und nur schwach hob sich die gebraunte Haut von den dunklen Seemannskleidern ab. Wie er da stand, war er so recht der Repräsentant jener Helden, die dem Sturm und Wogendrang Trost bieten, wenn es gilt, mit dem Untergang ringende Schiffsbrüchige aus hoher Fluth zu retten. Neben ihm saß der schon ältere Genosse, der dem ersteren getrost das Amt des Spähers überließ; aber auch ihm sah ich es deutlich an, daß er trotz seines greisen Hauptes in der Noth noch seinen Mann stand. Eine Fluth von Gedanken erweckten mir die unter dem Wetterdach sitzenden gebeugten Alten. Die Hände hielten sie wie betend ineinander geschlungen, und doch waren ihre Sinne weit vom Beten entfernt. Wen sie erwarteten? Den Einzigen, der ihres Daseins Glück, die Hoffnung ihres Alters war! Er kehrte nicht zurück, seit er vor Jahren hinauszog. Sie waren ruhig geworden, sie klagten nicht mehr, aber dennoch leiteten sie sich oftmals zu der Hütte in den Dünen und warteten dort, wie wohl vergebens, Stunden, lange Stunden auf seine Wiederkehr. Am rührendsten aber erschienen mir die beiden vor der Hütte sitzenden Kinder! Den Knaben hatte das lange einförmige Warten eingeschlafert, das Mädchen aber starrte mit großen Augen und einem unbeschreiblichen Ausdruck von Sehnsucht und Herzweh in die Ferne. Wie oft schon mochten sie hier geweilt haben, und wie oft noch mochte der letzte Strahl des Tages die armen Kleinen umleuchten, ehe der heimkehrende Vater sie in seine Arme schloß!

Ludwig Bund.

Der Auferstandene.

Zu dir aus Liebe	bin ich gestorben heut,
Aus Liebe zu dir	hat mich der Tod errettet.
Weil stark die Liebe,	daß sie den Tod zerbricht,
Behielt der Tod im	Grabe die Liebe nicht.
Die Frauen sah'n mich	wandeln im Morgenstrahl,
Mit den Betrübten	saß ich am Abendmahl,
Damit ich sei, wo	Liebe vonnöthen ist;
Und wandle, wo du,	harrende Menschheit bist;
Daß du wissest, in jedem	Leiden sei ich dabei,
Daß ein Gott des Lebens	in jedem Tode sei,

Ostern 1873.

A. G. Fischer.

Clothilde.

Novellette von G. J. A.

I.

Frau von Verchenfeld saß in ihrem Salon, den Teppiche, dunkle Vorhänge und Fauteuils zu einem höchst komfortablen Aufenthalt machten. Das Gemach wurde theilweise durch das Mondlicht erhellt, das durch die aufgezogenen Vorhänge kalt und weiß hereinstrahlte, und nur in der einen Ecke verbreitete das Feuer des Kamins seinen hellen Schein. Hier saß Frau von Verchenfeld, den Kopf nachdenklich in die kleine Hand gestützt, während die rothe Flamme wechselnde Lichter über ihre Gestalt warf. In diesem eigenthümlichen Halbdunkel, wo die Strahlen des Mondes und die rothe Gluth des Kamins mit dem Dunkel der Nacht kämpften, liebte sie zu träumen und sich vergangener Zeiten zu erinnern. Ihre Phantasie zauberte ihr jetzt ein Bild aus ihrer frühesten Jugend vor die Seele, bei dem ihr Herz rücker schlug, trotzdem es schon so lange — lange her war. Vor zehn Jahren war sie noch ein frohes sechzehnjähriges Mädchen, das noch ohne Gedanken an Zukunft und Vergangenheit die Gegenwart zu genießen vermochte. Damals war sie glücklich gewesen, damals hatte sie geliebt. Geliebt wie man nur in der

Jugend lieben kann, zart, innig und — unglücklich. Das Schicksal, die Convenienz, Familienverhältnisse hatten die liebenden Herzen auseinandergerissen, und Der, den sie geliebt mit aller Gluth ihres jungen, unerfahrenen Herzens, war hinausgezogen in die ferne Fremde und verschollen seit Jahren. —

Und dann war sie Frau von Verchenfeld geworden: ihre alte, stolze, aber verarmte Familie hatte gewünscht, daß sie dem reichen, einflußreichen Manne die Hand reiche. Clothilde v. d. Horst, welche glaubte, daß von dem Vulkan, der in ihrem Herzen einst getobt, nur noch die kalte Asche zurückgeblieben sei, willigte ein, seine Gattin zu werden. Sie hatte an seiner Seite Alles genossen, was die große Welt zu bieten vermag; Reichthum, Schönheit und hoher Rang, diese Tyrannen der Gesellschaft, waren ihr unterthanig, und dennoch war sie nicht glücklich. Sie sehnte sich halb unbewußt nach Glück, — nach Liebe, und ein tiefer Seufzer entrang sich ihrer Brust.

Doch plötzlich fuhr sie aus ihrem Sinnen empor, und Leichenblässe bedeckte für einen Augenblick ihr Antlitz. Hell von dem Strahl des Mondlichts bestrichen stand vor ihr eine bekannte Gestalt, der Geliebte ihrer Jugend, den sie in ihrem Seufzer unbewußt herbeigesehnt. In dunkler Uniform, die er vor jenen Jahren getragen, das düstere Auge fest auf sie gerichtet, stand er vor ihr. Erst der bekannte Klang der Stimme vermochte sie aus ihrer Betäubung zu erwecken; „Clothilde,“ tönte es in ihr Ohr, „Clothilde, kennst Du mich nicht mehr?“ — „Elmar!“ rief sie, sich erhebend, und in dem Klang ihrer Stimme war Freude und Schrecken seltsam gemischt, „bist Du endlich zurück!“ — Ihre Wangen glühten, als er ihre Hand küßte und nach dem Befinden des Herrn Gemahls fragte, und sie antwortete: „Ach, — ganz gut — er ist auf einem Diner. — Aber sage mir, welches Schicksal hat Dich zurückgeführt?“

Er setzte sich ihr gegenüber an den Kamin, ehe er die Frage beantwortete. „Zehn Jahr ist lange Zeit,“ jagte er, „und ich habe in den algerischen Wüsten und im Schnee des Kaukasus viel erlebt. Aber es zog mich doch nach der Heimath zurück, und wie Du siehst, hat man mich auch wieder in mein altes Regiment eingestellt; ich habe Dich wiedergesehen, so schön oder noch schöner, als vor zehn Jahren — kurz, es ist fast Alles so wie damals — — nur daß Du Frau von Verchenfeld bist.“ Er hatte dies alles in leichtem Ton gesagt, während er mit der Quaste seines Degens spielte, nur da er die letzten Worte mit einem halb unterdrückten Seufzer sprach, richtete er sein dunkles, adlerartiges Auge auf Clothilde. Er blickte in ihre braunen Augen, die den halb schüchternen, halb zutraulichen Ausdruck der Gazellenaugen hatten. Diese Augen betrachteten ihn mit Blicken der Theilnahme. „Du aber siehst so bleich und müde aus, Elmar,“ sagte sie wehmüthig, „als ich Dich dort vorher in dem Streifen des Mondlichtes erblickte, sahst Du wahrhaftig gespenstig aus. Du hast Dich sehr verändert.“

„Ich muß wohl gealtert sein,“ lautete die Antwort, „in diesem Landsknecht-Leben lebt man sehr rasch und ich habe mich auch nie geachtet. — Wofür hätte ich mich auch schonen sollen!“

Er bückte sich bei diesen Worten, die in einem bittern Ton gesprochen wurden, um das verglimmende Feuer wieder anzufachen. Bei den wieder auflodernden Flammen betrachtete Clothilde aufmerksam das Gesicht ihres Veters und Jugendfreundes. — Elmar v. d. Horst hatte sich allerdings verändert: Das war nicht mehr der frische, hübsche Lieutenant mit dem lebenswichtigen offenen Lächeln. — Das bleiche Gesicht Elmar's mit der hohen Stirn, dem von einem langen, dunkeln Schnurrbart beschatteten energischen Munde war noch immer schön, schöner sogar und weit interessanter, als in seiner Jugend. Aber der Blick seines durchdringenden schwarzen Auges hatte einen eigenthümlich wilden dämonischen Glanz, der im ersten Augenblick auf den Beschauer dieser schönen Züge erkältend wirkte.

„Wahrhaftig, Clothilde, die Welt ist es nicht werth, daß man sich Mühe gibt, dies erbärmliche Leben zu verlängern. Es hat nur einen gewissen Werth, wenn man bereit ist, es bei passender Gelegenheit zu quittiren,“ jagt irgend ein Schriftsteller, und ich habe auch immer den Wahlspruch gehabt: lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende.“

„Du hast nicht immer so gedacht,“ sagte Clothilde. „Das Leben und die Menschen haben mich so gemacht,“ fuhr er fort, den düstern Blick in die Flamme gerichtet. „Von Jugend auf hat man mir Unrecht gethan. Das Schicksal entriß mir, als ich noch ein Kind war, meine Eltern, mein Vermögen verschleuderte mein Vermögen, und als ich endlich Jemand fand, der mich liebte, da zwang man mich, sie zu meiden; ich mußte fort, und meine, Deine Verwandten waren es, deren Intriguen durchsetzten, daß ich aus dem Dienste entlassen wurde.“

Seine Stimme schien von unterdrückter Leidenschaft zu beben, und als er schwieg, wagte Clothilde nicht, den Faden des Gesprächs wieder aufzunehmen. Sie wußte, daß er nur zu wahr sprach, und daß sie selbst ihm wohl das größte Unrecht gethan, als sie in einem Zustande von Gleichgültigkeit und Abspannung, der auf ihre zärtliche Jugendliebe folgte, den Legationsrath von Verchenfeld geheirathet hatte. Wenn sie an ihre Jugend zurückgedacht hatte, so waren ihre Gedanken mehr mit ihrer Jugendliebe, als mit dem Geliebten selbst beschäftigt gewesen. Es war ihr eine traurige, theure Erinnerung, und sie glaubte ihn nicht mehr zu lieben. — Als sie ihn jetzt wieder sah, so verändert und, wie sie aus seinen Worten schloß, unglücklich, so fühlte sie Mitleid, und dies Mitleid überwog in diesem Augenblick so sehr, daß sie nicht bemerkte, wie in ihrem Herzen sich die alte Liebe wieder zu regen begann.

„Ja, die Menschen haben auch nicht eine Spur von dem, was man ‚gute und edle Gefühle‘ nennt, in sich,“ fuhr er fort. „Je mehr man sie kennen lernt, desto mehr lernt man sie und sich selbst verachten.“

„Aber Elmar,“ wandte Clothilde ein, „Du wirst doch nicht die Erbtöchter von Religion und Ehre bestreiten wollen.“

„Wah! Religion ist aut für Frauen, für die Weichherzigen, die einer Autorität bedürfen und Thaten, die sie doch nicht mehr ändern können, zu bereuen vermögen. Und Ehre! Was ist Ehre? ein conventioneller Begriff, der nach den Eigenthümlichkeiten der Völker verschieden ist. In Japan z. B. verlangt die Ehre, daß die zur Disposition gestellten Beamten sich den Bauch aufschlitzten. — Aber nur die Sitte, die Convenienz, die ist die Triebfeder, nicht irgend ein edles Gefühl.“ Er sprach in so höhnischem, bitterem Ton, daß es der jungen Frau durch die Seele ging. „Mein armer Elmar,“ sagte sie, „Du hast nur keinen Menschen gefunden, der gut zu Dir gewesen ist. Wenn Du doch Jemand finden könntest, der Dich liebt!“

Elmar heftete einen funkelnden Blick auf sie, aber in ihrem klaren, braunen Auge sah er nur Mitleid und Interesse; nichts

was ihn an die alte Liebe erinnern konnte. Sie schien in diesem Moment so ganz von der Gegenwart hingenommen, daß sie die Vergangenheit vergessen zu haben schien.

„Einst,“ sagte er langsam und einen festen Blick auf sie heftend, „glaubte ich ein Mädchen gefunden zu haben, das mich liebte, — doch ich hatte mich getäuscht!“

Ihr sonst bleiches Gesicht erröthete wie der Kelch der blaß-rothen Rose, die sie am Busen trug, und ihre Augen füllten sich mit Thränen. Sie sah verführerisch schön aus in diesem Augenblick, wo ihre sonst etwas kalte und einförmige Schönheit durch den Ausbruch von dunkeln, einander widerstrebenden Gefühlen belebt wurde. Sie barg ihr Antlitz in den weißen Händen. „Elmar,“ flüsterte sie, „Du darfst nicht von jener Zeit sprechen, wo ich noch ein Kind war. Nein! Nein!“

Er war, seinen Platz verlassend, dicht an sie heranzutreten. „Verzeihe mir,“ bat er leise mit seiner biegsamen Stimme, „verzeihe mir, Clothilde; aber Du bist das einzige Weib, was mich einmal etwas lieb hatte; nach zehn Jahren war es mir eine Wohlthat, mich einmal aussprechen zu können. Wenn ich Dir wehe that, so gib mir die Hand und sage mir, daß Du mir verzeihst, — und dann will ich gehen und nicht wieder mit meiner dunkeln, verworrenen und verlorenen Existenz Deinen reinen und glücklichen Pfad kreuzen!“

Sie reichte ihm ihre weiche, kleine Hand mit abgewandtem Gesicht, vermochte es aber doch nicht, ihn so gehen zu lassen, sich in dem Augenblick des Wiedersehens wieder auf immer von ihm zu trennen. Sie hielt seine Hand unwillkürlich einen Moment fest und sagte dann, ihr Gesicht wieder aufrichtend:

„Auf Wiedersehen!“ — „Auf Wiedersehen!“ wiederholte Elmar.

Als er sie verlassen, trat die junge Frau an das Fenster. Soeben rollte ein Wagen vor das Haus. Das Portal flog auf und hell beleuchtet von dem daraus hervorquellenden Licht sah sie, wie ihr Gatte, ein nicht mehr junger, kleiner, etwas zur Corpulenz neigender Herr mit Hilfe seiner Diener aus dem Wagen stieg. In demselben Momente kam die hohe, schlanke Gestalt Elmar's klirrenden Trittes die Stufen herab und schritt mit vornehm höflichem Gruß an dem verbunzten Legationsrath vorüber auf die mondbelegante Straße hinaus. Der Contrast zwischen den beiden Herren war schneidend. —

Ein Diener brachte Licht und ließ die Vorhänge nieder, da der Hausherr das Mondlicht für erkältend und unheimlich zu erklären pflegte, und gleich darauf trat dieser selbst in das Zimmer.

„Clothilde,“ sagte er ihr, als sie ihm entgegen kam, zwei Finger seiner Hand reichend, „wer war der Offizier, der Dich eben verlassen hat?“

„Mein Vetter Elmar v. d. Horst!“

„Wie, ist er schon hier gewesen? Ich hörte schon beim Diner, daß er wieder in unserer Armee eingetreten sei; er hat in Rußland Carrière gemacht und ein Vermögen gewonnen, ich glaube aber nicht, daß er schon hier sein könne, sonst hätte ich Befehl gegeben, daß man ihm sagte, Du seiest nicht zu Hause.“

Clothilde hatte wieder ihren Platz am Kamin eingenommen, bei diesen Worten ihres Mannes richtete sie sich indeß reich wieder auf. „Was hast Du gegen den armen Elmar?“ sagte sie lebhaft, „er ist mein Vetter, und warum soll ich ihn nicht sehen?“

„Er war von jeher ein Windbeutel und mir unangenehm!“ sagte er mit einem Grinsen, daß sein rothes Bonvivant-Gesicht noch unangenehmer wurde, „ich will nicht, daß meine Frau mit solchen Menschen umgeht, die eigentlich aus der Gesellschaft ausgestoßen werden müßten.“ Herr von Verchenfeld hatte noch einen anderen Grund, er wußte, daß Elmar seine Frau einst geliebt, und daß er ihr nicht gleichgiltig gewesen sei: er war eifersüchtig.

Clothilde war empört über die Tyrannei ihres Gemahls, die sie sonst allerdings kalt gelassen. Sie holte tief Athem und bezwang sich. „Du beurtheilst ihn zu hart,“ antwortete sie in sanftem Tone, „er mag wohl leichtsinnig gewesen sein, aber er war nie schlecht. Ich kenne ihn besser, als Du. Er ist immer schlecht behandelt worden, es haben ihn Alle verkannt. — Es wäre wirklich schlecht von mir, wenn ich, seine einzige lebende Verwandte, nicht freundlich zu ihm sein dürfte. Er war immer so gut zu mir.“

Sie war sich einer Neigung so wenig bewußt, daß sie ihre Sympathie für ihn unverhüllt aussprach; ihr Gemahl hatte sich ihr gegenüber auf den Platz gesetzt, den Elmar vor kurzem eingenommen, und sie sah sein gewöhnliches Gesicht mit dem gemeinen Lächeln dicht vor sich. Sonst war er ihr gleichgiltig gewesen; jetzt empfand sie ein Grauen vor ihm.

II.

Monate waren seitdem vorübergezogen, und in Clothildens Herz war die Jugendliebe wieder erwacht, mit einer Leidenschaft, deren man diese sanfte, ruhige Natur kaum für fähig gehalten hätte. Als sie mit ihrem Gemahl aus ihre Güter gegangen war, hatte sich v. d. Horst plötzlich eingestellt. Er stand in einer benachbarten kleinen Garnison und war, da man ihn als Verwandten der Frau vom Hause doch nicht gut abweisen konnte, ein häufiger Gast auf Schloß Verchenfeld, wo er nie mit einer Silbe seine Neigung gegen seine Cousine verrieth. Von glühender Leidenschaft gegen Clothilde erfüllt, kannte er sie genug, um zu wissen, daß er durch ein zu frühes, gewaltthames Vorgehen ihr Herz nie gewinnen könne. Er ließ ihr Zeit zu — vergleichen; denn diese Vergleiche zwischen ihm und dem rohen, unfreundlichen Gatten, der jeden äußeren und inneren Vorzuges entbeherte, konnte nur zu seinen Gunsten ausfallen. — In einem prachtvollen Sommerabend war er mit seinen Kameraden hinübergeritten nach Schloß Verchenfeld, und während nach dem Souper der Schloßherr mit seinen Gästen eine Spielpartie arrangirte, ging Elmar unbemerkt fort, um Clothilde aufzusuchen. Er fand sie in einer Fensterbrüstung und hinausblinnd über den Park und den See, der von den Strahlen der untergehenden Sonne vergoldet wurde. Eine rothe Rose war als einziger Schmuck in ihr üppiges, blondes Haar gesteckt, und eine andere trug sie an dem Gürtel ihres hellen Sommerkleides.

„Woran dachtest Du, Clothilde?“ fragte er neben sie tretend. Sie wendete rasch das Haupt und erröthete leicht, als sie Elmar gewahrte; sie hatte an ihn gedacht, der mehr und mehr auf eine gefährliche Weise ihre Phantasie und ihr Herz beschäftigte. „Ich bewunderte den schönen Sonnenuntergang,“ sagte sie daher ausweichend und den Blick senkend.

Aus den dunkeln Augen Elmar's schoß ein Strahl auf sie glühend, triumphirend; er wußte dies Erröthen, dies Senten

der Augen zu deuten. Er ruhte nur einen Moment auf ihr, dieser sengende Blick, aber es war, als fühle sie ihn instinctiv. Sie zog den Shawl, der von ihren Schultern herabgefallen war, heraus und über der Brust zusammen und lehnte sich in ihrer Chaise longue zurück. Als sie aufblickte, sah sie mit einem melancholischen Lächeln in sein ernstes, dunkles Gesicht. „Meine arme Clothilde,“ sagte er mit seiner melodischen Stimme, indem er sich neben ihr niederließ, „Du bist unglücklich.“

„O, nein!“ lautete die Antwort in einem so gepreßten Tone, daß es wie das Gemurmel klang. „Gib Dir keine Mühe mich zu täuschen,“ fuhr v. d. Horst fort, indem er seine Hand auf den runden weißen Arm legte, den die Falten des Shawls halb verhüllten. Sie bebte bei seiner Berührung zusammen, aber sie entzog ihm nicht den schönen Arm und flüsterte nur mit abgewandtem Gesicht: „Du kannst mir nicht helfen!“

„Ich will Dir aber helfen,“ antwortete Elmar leise, aber leidenschaftlich, „ich muß und werde Dich retten!“ Sie wollte sich erheben, aber der leise Druck seiner Hand auf ihrem Arme hielt sie gefesselt. „Sprich nicht so, Elmar!“ bat sie flehend und hörte dennoch mit Wonne und mit Schrecken zugleich die Worte glühender Leidenschaft, die er ihr zuflüsterte. Er sprach zu ihr von Entführung, Trennung, einem neuen schöneren Leben, und sie hörte ihn noch immer zitternd an, indem sie die Rose an ihrem Gürtel entblätterte und das glühende Antlitz in den Kissen barg.

Die Stimmen der herbeikomenden Herren schreckten die Liebenden auf. — Man wünschte, daß die schöne Frau des Hauses sich nicht länger der Gesellschaft entziehen möge, und als man in den Salon zurückkehrte, bat einer der Herren sie, sich an das Piano zu setzen. „Was soll ich spielen?“ fragte Clothilde. „Spiel uns die Arie aus Nigolotto,“ antwortete ihr Gemahl. „Die Frau ist beweglich wie Federn im Wind.“ Elmar beobachtete sie, während ihre schlanken Finger über die Tasten dahinschlügen. „Diese Frau,“ sagte er sich, „macht eine Ausnahme; sie hat mich einst geliebt und sie liebt mich noch jetzt; und,“ setzte er hinzu, „sie soll mich immer lieben.“

Als die Offiziere sich nach dem Souper verabschiedeten, fand er noch Gelegenheit, Clothilden zuzusprechen:

„Diese Nacht um Zwölf will ich im Park am See mein Schicksal aus Deiner Hand empfangen.“ Sie hatte während des Abschieds die Augen gesenkt, aber aus dem Bittern ihrer kleinen Hand in der seinen schloß er auf seinen Sieg. — Als er mit seinen Kameraden, die ihn mit seiner Schweigsamkeit aufzogen, fast bis nach ihrer Garnison zurückgekehrt war, machte er sich unter dem Vorwande, seine Briefftasche zu vermissen, von ihnen los und eilte zurück an den Ort des Rendezvous. Helle Funken stoben unter dem Hufe seines Rappens, als er auf der mondbelegten Chaussee in der Carrière dahinslog.

Clothilde hatte sich, als die Gäste forttritten, zurückgezogen, von ihrer Dienerin das Haar aufschlechten lassen und ihr seidenes, schweres Kleid abgelegt. In einen dicken, weißen Burnus gehüllt, ging sie in den an ihr Schlagemach anstoßenden Garten-salon, wo sie sich an der offenen Thüre niederließ. Während sie die schwüle, berauschende Luft der Sommernacht einathmete und dem Schlag der Nachtigallen lauschte, überdachte sie ihr Gespräch mit Elmar, das ihr fast wie ein wilder Traum vorlag.

Sie hatte lange so geessen, als sie aus ihrem Sinnen durch schwere, schleichende Tritte aufgeführt wurde, die durch ihr Zimmer kamen und sich dem Gartenalon näherten. Sie erkannte den Schritt ihres Gemahls; derselbe trat auch wirklich in den Gartenalon und begann sie mit den bittersten Vorwürfen wegen ihres Benehmens gegen ihren Better zu überhäufen. Weitgehende Beschuldigungen stieß er in höhnischem Tone heraus, und Clothilde, vielleicht gerade weil sie sich nicht frei von Schuld fühlte, antwortete zum ersten Male in ihrer Ehe mit Festigkeit. — „Wenn Du mich stets nur mit Mißtrauen und Unfreundlichkeit behandelst,“ rief sie leidenschaftlich, „so kann ich Dich nicht lieben.“ Ueber die Züge des Legationsraths zog ein häßliches Lächeln. „Als ich Dich kaufte,“ sagte er, „habe ich auch darauf nicht gerechnet, aber auf Gehorsam; denn den bist Du mir schuldig!“

„Ich bin nicht Deine Skavin!“ „Theuer genug habe ich Dich bezahlt!“ fuhr er mit teuflischem Lächeln fort, „ich mußte Deinen verschuldeten Vater mit vielen Tausenden aus seiner drohenden Lage retten. Ich schätze Dich hoch, meine schöne Clothilde, aber 50,000 Thaler ist doch wohl etwas viel für eine ichöne Frau!“

„Hör auf,“ rief sie empört, sich erhebend, „oder ich muß Dich verachten.“ „Dann sollst Du mich fürchten!“ schrie Verchenfeld mit heiserer Stimme und erhob die Hand, um sie zu schlagen. Clothilde stieß einen unarticulirten Schrei aus so wild, so verzweiflungsvoll, daß ihr Gatte erschreckt vor der sonst so sanften Frau zurückwich. Doch sie stürzte ohne ihn zu beachten, durch die offene Thür hinaus in die Nacht.

Herr von Verchenfeld sah ihr nach, wie ihr weißer Burnus in dem Schatten der dunklen Alleen verschwand. Aber er folgte ihr nicht und murmelte nur mit einem tückischen Lächeln: „Elle reviendra!“

Clothilde war fortgeeilt, ohne recht zu wissen, wohin, durch die dunkeln Alleen, bis das Ufer des Sees ihr Einhalt that. Auf dem steinernen Damme, an dessen Fuße leise die Wellen plätscherten, stand sie still. Der kühle Wind, der über den See daher kam und in ihrem aufgelösten Haar spielte, that ihr wohl, und sie kam in diesem Augenblicke erst recht zur Besinnung. Ihre verzweiflungsvolle Lage wurde ihr auf einmal furchtbar klar. Pflicht, Ehre, Religion kämpften in ihrem Herzen mit der wilden Leidenschaft für Elmar. . . .

Dort der Gemahl, den sie verachten mußte, hier der Jugendgeliebte, an dem ihr ganzes Herz hing. Halb ohnmächtig sank sie am Ufer des Sees nieder, zerrissen von dem furchterlichsten Kampfe, der ein edles Frauenherz treffen kann.

Da hörte sie durch die Stille der Nacht den eilenden Fußschlag eines Rosses — der Geliebte naht — die Größe ihrer Schuld wird ihr plötzlich offenbar. Sie richtet sich auf — und wie eine Arie verschwindet die weiße Gestalt in dem dunkeln Wasser des Sees. Ein Strahl des Mondes fällt durch das dicke Laub des Parkes auf das goldene Haar, das sich einen Augenblick noch auf den Wellen wiegte.

In diesem Augenblicke sprengt Elmar heran, er parirt sein Ross dicht am Ufer des Sees — an der Stelle, wo noch eben Clothilde geruht. Suchend schweift sein Auge umher, während er selbst, unbeweglich wie aus Erz gegossen, auf seinem Rappen hält. Er blickt nicht hinab auf der See zu seinen Füßen, wo die

Wogen mit leisem Rauschen lieblos den weißen Burnus der unglücklichen Clothilde aus Ufer tragen. Er kann nicht das Flüstern der Bäume verstehen, die ihm erzählen wollen von dem grenzenlos schweren Kampfe, den ein edles Herz für ihn gekämpft hat.

Und während dies edle Herz durch seine Schuld in Tod gegangen, weil sie schuldig nicht glücklich zu sein vermochte, wiegt sich sein stolzer Geist abwechselnd in der Hoffnung baldigen Sieges und in der Ungebuld der Erwartung. Stunden vergehen, nur unterbrochen von dem Schnaufen des Rosses, das den schlanken Hals zum Ufer niederbeugt. Doch endlich wendet der düstere Reiter sein Ross, und seinen Lippen entringen sich mit bitterem Lächeln die Worte:

Die Frau ist beweglich wie Federn im Wind.

Berühmte Frauen Italiens.

Von Franz von Nimmersdorf.

(Mit Zeichnungen von F. Grot' Johann.)



Trenn von Spilimbergo.

„La patria del Friulo“ ist der seltsame Name der Provinz, in welcher Spilimbergo liegt, das deutsche „Spillenberg“. Das unter mächtigen Feudalherren getheilte, zwischen Gwelfen und Gibellinen hin- und hergewürfelte Friaul besitzt eine reiche Geschichte. Einen Antheil daran hatten die Patriarchen von Aquileja, und lose Oberherrschaft übte der deutsche Kaiser aus, bis endlich die Republik von San Marco das Land eroberte. Heute noch gemahnen blaue Augen und lichtbräunliche Haare der Bewohner an deutsches Element, und bis zum gänzlichen Verfall des venetianischen Staates gab es eine Partei von Lebensträgern im Gebirge, die es insgeheim mit dem deutschen Kaiser hielten.

Spilimbergo ist ein castello, was dem französischen bourg und dem deutschen Markte entspricht. Von Alters her gab es schon ein eigenes Adelsgeschlecht dieses Namens, welches unter der Herrschaft der Republik von Venedig bereits Grafenrang inne hatte, einen erblichen Platz im Parlamente befaß und zwölf Helme zum Kriege zu stellen verpflichtet war. Damit ist Reichthum und hoher Stand der Familie bekundet.

Das Geschlecht besteht heute noch und hat Spilimbergo nicht verlassen, wie überhaupt der Italiener mehr, als der Angehörige irgend einer andern Nation an der Scholle klebt.

Obgleich die politische Bedeutung und auch der Reichthum des Hauses geschwunden sind, befinden sich doch noch einzelne Glieder der Familie im Wohlstande.

Conte Venea Spilimbergo bewohnt ein auf dem Gipfel eines Hügelz gelegenes, stattliches Herrenhaus, die Marmortreppe, mit Büsten römischer Kaiser geschmückt, führt zu hohem, lustigem Saale, welcher eine Gemäldegalerie enthielt.

Unter dem vielen Mittelmäßigen fällt eine Perle auf, es ist das nachgebunkelte Bild eines Mädchens. Ein blühender, herrlicher Frauenkopf mit regelmässigen, etwas starken Zügen. Hoch am Haupte ist das goldige Haar in antiken Knoten geschlungen, aus dem einige Locken auf den prachtvollen Nacken fallen. Die Formen sind voll und rund. Kostbare Kleidung hebt die hohe königliche Erscheinung noch mehr.

Der größte venetianische Meister liebte warmes Leben, er er-sann solche Frauenbilder; um so herrlicher gelang es ihm, seine Schülerin, die berühmte Irene von Spilimbergo, nach der Wirklichkeit zu malen.

So gingen sie zusammen auf die Nachwelt über, das ungewöhnliche Mädchen mit dem großartig ernsten Gesichte und — Tizian.

Vor drei Jahrhunderten herrschte fröhliches Treiben auf dem Schlosse von Spilimbergo. Graf Adriano erwartete einen vornehmen Gast. Dies hinderte aber zwei Mädchen nicht, sich im hohen, frei nach Norden gelegenen Gemache ruhig mit ihrer Morgenarbeit zu beschäftigen.

Die Ausschmückung des Raumes verkündete den Geschmack der Bewohnerin. Hohe Bücherschränke wuchelten an den Wänden mit Gemälden, auch musikalische Instrumente waren aufgestellt.

Lange Zeit blieb es still in dem Gemache, nur das leise, ein-förmige Geräusch der Sticknadel und gleichmäßiger Pünzelschritte waren vernehmbar.

Ein herrlicher Kopf, umrahmt von „den goldenen Flechten“ der Dichter, neigte sich über ein beinahe vollendetes, figuren-reiches Gemälde. Der Gegenstand war aus Dante's göttlicher Comödie genommen, und die Anordnung verrieth große Kenntniß der Geschichte.

Endlich hielt die Malende inne und rief: „Campapfe!“ Auf den seltsamen Namen ruhten die emsigen Finger der Stickerin, die ein fein nuancirtes, wie gemalt erscheinendes Kunst-werk geschaffen hatten, das zur Ausschmückung der prächtigen Kleidertracht gehörte.

Das Mädchen näherte sich der Staffelei. Die Malerin fragte: „Was hältst Du von dem Mantel des blonden Manfred?“

„Er ist nicht reich genug, Irene; Manfred war ein schöner, junger König und hielt viel auf Glanz. Verleihe ihm den pracht-vollen Mantel Otto des Dritten, dessen Beschreibung uns die Ge-schichte überliefert, mit all den eingestickten Figuren der biblischen Geschichte.“

„Dies wäre ein Anachronismus, Campapfe, der letzte Kaiser aus dem Sachsenhause lebte weit früher, als der Hohenstaufe.“

Es entspann sich ein kleiner Streit zwischen den Mädchen.

Schließlich gab Irene nach, sie sparte nicht Gold, nicht Ultra-marine und Zinnober, meisterhaft wurde der Pinsel gebraucht.

„Du bist die erste Malerin Italiens, Irene,“ sagte die Ge-fährtin zusehend.

„Noch nicht, aber ich werde es sein!“

Das schöne, junge Gesicht nahm den Ausdruck eiserner Ent-schlossenheit an.

„Seit Sophonisbe Anguisciola dem König Philipp dem Zweiten ein Bild überreichen durfte,“ fuhr Irene fort, „und von ihm an den spanischen Hof berufen wurde, ist ihr Name in Europa gefeiert, aber der meinige soll ihn überstrahlen.“

Erregt sprang das Mädchen auf und trat ans hohe Bogen-fenster. Zwischen grünen Fluren wälzte sich der breite, majestä-tische Taglimento. In bläulicher Ferne begrenzten die Hoch-alpen die herrliche Landschaft, die hügeligen Ausläufer der Gra-nitfesten der Erde labten das Auge durch sanfte Wellenlinien.

Irene sah wie verklärt aus, der Traum der Größe erfüllte ihre Seele.

Der Freundin Stimme weckte sie.

„Du bist des vornehmen Hauses glückliche Tochter, alle Lebensfreuden liegen mißlos an Deinem Wege, die Kunst sei nur eine Blume mehr in Deinem Dasein.“

„Wenn mich der Glanz erlauchter Ahnen zur Unthätigkeit verdammt, dann zöge ich vor, eines niedern Bauers Kind zu sein. Eben darum preise ich die edle Geburt, weil sie dem Ge-wöhnlichen entriekt. Unter Künstlern und Gelehrten, wie sie der Vater gern um sich versammelt, wuchs ich auf. Die Werke der besten Meister schmüden unser Schloß. Meilenweit dehnen sich rings umher die Geseibe, über welche meine Vorfahren seit grauem Alterthum geboten. Besuchten wir in der Dominante (so und niemals Hauptstadt hieß Venedig während der Republik) die mitterlichen Verwandten, dann genoß ich die größten Schätze der Kunst. So lag sich mir die Seele am Schönen und Erhabenen durstig. Im Menschenleben waltet das Fatum, dem magnetischen Zuge seines Innern muß Jeder folgen, bewußt oder unbewußt. Mich zwingt ein mächtiger Drang, das seelische Gebilde verkörpert der Welt zu geben. Doch nie erreicht mein Schaffen das mir vorstrebende hohe Ideal. Sich selbst genügen, ist des Künstlers schwerste Aufgabe, aber auch sein schönster Lohn.“

„Kann fasse ich Deine erhabenen Gedanken, Irene.“

„Weißt Du, was ich beschloß, Campapfe? Tizian muß mein Meister werden. Der Wunsch verläßt mich nicht mehr, seit Be-cello uns besuchte. Was die friauler Meister lehren können, habe ich gelernt, nur er vermag mich weiter zu führen.“

„Die Königin naht!“ rief in dem Augenblicke eine fröhliche Mädchenstimme durch die hastig aufgerissene Thür.

Während nun Campapfe und Irene ihren Anzug rasch voll-enden, regt sich geschäftige Thätigkeit im Schlosse, die Dieners-chaft trifft die letzten Vorbereitungen, doch geht Alles ohne Ver-wirrung vor sich, das Herrenhaus ist der hohen Gäste gewohnt.

Graf Adriano von Spilimbergo tritt mit seiner Gattin, der stattlichen Julia da Ponte aus venetianischem Patriciergeschlecht, unter das Thor und begrüßt die Königin mit der höchsten Fein-heit des gebildeten Edelmannes, nebst dem stolzen Selbstbewußt-sein des Herrn, der nach einer langen Ahnenreihe über einund-zwanzig Ortschaften gebietet. Der Graf hebt die Königin vom Pferde und geleitet sie zum Morgenimbiß in die kühle Halle.

Nachher sucht der Hausherr mit seinen Gästen eine schattige Stelle der Gärten auf, um ruhig die heiße Tageszeit zu verbringen.

Ginster, Lorbeer und Steineichen bilden auf luftiger Höhe einen dichten Hain; aus Marmorbecken steigt, Kühle verbreitend, eine Wassergarbe empor, zerstäubt in Milliarden Perlen und sammelt sich wieder. Ringsum auf den mit Purpurkissen belegten Steinigen nimmt die Gesellschaft Platz.

Der Sitte gemäß hat die Republik von San Marco der hohen Dame zwei Patricier als Ehrengelente an die Grenze des Staates entgegengeleitet. Mit diesen, dem Grafen und seiner Gemahlin unterliegt sich die fürstliche Frau über die Ereignisse der Reise und deren fernes Ziel. Häufig streift ihr Auge freun-dlich hinüber nach der Gruppe junger Leute, aus deren Mitte Irene im Glanze der Schönheit hervorleuchtet.

Des Herzogs Forza Tochter, die zu ihrem Gatten, dem Könige von Polen zieht, empfindet schmerzlich das Scheiden aus dem schönen Heimatlande. Kann ihr der ungefaunte Gemahl, kann ihr der Thron im fernen Norden Ersatz bieten für des Südens heitere Sitte?

Diese Erwägung macht die Königin einsilbig, und Alle ehren ihr Schweigen.

„Was ist das Glück?“ bricht es plötzlich von der Fürstin Lippen.

„Hohheit,“ erwiderte der zunächst sitzende Patricier, „dar-über entwirft sich Jeder ein besonderes Bild, doch, wenn Ihr mei-nen Meffen gestatten wollt, Euch zu antworten, so werdet Ihr die beste Erklärung erhalten, denn er erwarb sich auf der hohen Schule zu Padua, woselbst die Kunst der Bereisamkeit vor Allem gepflegt wird, die höchsten akademischen Ehren.“

„So spricht, Signore Grandenigo!“

Zierlich verneigte sich der in des Oheims Gefolge gekommene schlanke, junge Patricier, Giorgio Gradenigo.

„Die gleichmäßige Erregung und Befriedigung des Begeh-rens, die Harmonie des leiblichen und geistigen Seins ist das Glück, Hohheit.“

„Ihr gabt uns die Definition des Philosophen,“ entgegnete Bona, „jetzt redet als Giorgio Gradenigo.“

„Allerdings, Hoheit, träume auch ich neben dem, was mich die Wissenschaft als höchstes Gut preisen lehrt, noch ein besonderes subjectiv menschliches Glück. Da erhebt sich mir am Ufer der Brenta ein schönes Landhaus, ein edles, begabtes Weib ist mir Gefährtin auf der Lebensreise, zum heitern Symposion finden sich die Freunde ein. Fass' ich mein Sehnen in einen Satz, so heißt es friedliche durch Freundschaft und Liebe gewürzte Zurückgezogenheit.“

„Fürwahr, eine des Weisen würdige Wahl. Irene, theilt auch Ihr des Signore Giorgio Gradenigo's Geschmack?“

Der Königin Frage lenkte Aller Blicke auf das Mädchen. Die rasche Blutwelle färbte mit tiefem Roth die stolzen Züge, die blauen Augen sprühten heiß auf.

Irene rief energisch:

„Mein, Hoheit! was Signore Giorgio preist, ist, dünkt mir, bloßer Seelenschlaf. Glück liegt im Vollbringen, in der großen That, schon das Streben nach hohem Ziele gewährt Glück, nur wer etwas Bedeutendes geleistet, hat wirklich gelebt.“

Das Mädchen glühte nach diesen Worten, Graf Adriano blickte entzückt auf sein herrliches Kind.

„Irene ist hochbegabt und hochbegnadigt,“ redete die Königin den Vater an, „von ihrer Stirn leuchtet das Zeichen der Auserwählten. Doch ach, ob zum Glücke? Größe befriedigt das Herz nicht. Ich wollte Eurem Kinde, Herr Graf, gern die Last des Purpurs abtreten, um mich als Edelame friedlich, freundlich meines Lebens im Vaterlande zu freuen.“

„Irene wäre die rechte Muse für mein Tusculum!“ schoß ein Gedanke dem jungen Patricier rasch in den Sinn.

„Wunderbar sieht Euch die Begeisterung, edle Donna,“ wandte er sich an Irene, „doch nehmt die Warnung hin: steil ist der Weg zum Ruhme und steinig, des Mädchens Füße werden auf demselben bluten. Wenige noch erreichten das Capitol, ohne daß ihnen des Lebens Glück vorher verloren ging.“

„Dies meine Entscheidung, hochwohlgeborne Herr.“ Irene brach von den nahen Büschen zwei Zweige, den dunkeln Lorbeer steckte sie sich ins Haar, die blühende Myrthe zertrat sie.

„Hart und spröde wie Stahl,“ dachte Giorgio Gradenigo unmutig, „doch bin ich ebenso thöricht, als sie, denn zwischen den zwei Schwestern wähle ich die, welche Schmerzen schafft.“

Unter wechselnden Gesprächen, Discussionen und Erörterungen verfloß nach heiterer italienischer Sitte der heiße Tag. Zum üppigen, fröhlichen Gastmahl führte der Graf die Königin ins Schloß zurück. Der Abend lockte wieder in die Gärten.

Dieses Mal versammelte sich die Gesellschaft auf blumenbesättem, freiem Wiesenplane, von silbernen Bächlein durchschlängelt, in denen sich der Mond und die Sterne bespiegelten. Sanft schlug die Nachtigall im Busche, Jasmin, Gaisblatt und Orangenblüthe strömten berausende Düfte aus. Campasse spielte ein Instrument und sang eine Ballade dazu, nach dem Rhythmus der Töne bewegten sich die Paare im Reigen.

„Ihr erschwert mir das Scheiden sehr, Conte Adriano,“ bemerkte die Königin.

Der Hausherr lächelte befriedigt, auf der weiten Reise mochte Bona seines Empfanges gedenken.

Jetzt winkte er.

Sein eigenes, herrliches Kind trat in den Kreis, ein Diener brachte Irene die vergoldete Lyra. Himmlischen Wohlklang entlockte sie den Saiten, und Alle lauschten entzückt. Aber in Giorgio Gradenigo's Herz zauberten die Töne Liebe.

Tief bewegt nahm die Königin vom Halse ein kostbares Geschmeide und reichte es Irene, als die Musik verklungen.

„Tragt die Kette zum Angedenken der schönen Stunde,“ sagte die Fürstin.

„Mit Dank empfangen ich die Gabe Eurer Huld,“ erwiderte das Mädchen, „doch gestattet, daß ich mit Emilia theile, so halte ich es mit Allen, was mein ist.“

Sie nahm das Diamantkreuz ab und gab es ihrer Schwester. Beifallsmurmeln der Anwesenden begleitete den Act der Geschwisterliebe.

Gesättigt vom frohen, voll genossenen Tage zogen sich Alle zur Ruhe zurück. Früh am nächsten Morgen brach Polens künftige Königin auf. Sie weinte beim Abschiede, und auch der junge Patricier ritt manche Meile nach Spilimbergo schweigend in ihrem Gefolge.

Bei Irene schien der königliche Besuch keinen Nachhall zu hinterlassen; wenn Emilia und Campasse fröhlich darüber plauderten, schwieg sie dazu. Auch des Oheims Gianpaolo da Ponte Nachricht aus Venedig ließ sie kalt; daß zur allgemeinen Verwunderung der Dominante, der sein Mangel an Ehrgeiz wohl bekannt war, sich der philosophische Patricier Giorgio Gradenigo auf einer der Galeeren eingeschifft habe, welche neulich von der Illustrissima signoria zum Schutze der bedrohten orientalischen Provinzen abgeordnet wurden.

Dafür kam der berühmte Tizian auf eine Weile nach Triant,

und Irene genoß seines Unterrichtes. Der Meister nahm sich mit Liebe der begabten Schülerin an, und Perlen der Kunst erstanden jetzt unter ihrem Pinsel.

Mit raschem Schritt ging das junge Mädchen der Meisterschaft entgegen.

Als aber der große Maler endlich scheiden mußte, da zog es Irene mit Gewalt ihm nach. Sie lehnte sich nach dem Mittelpunkt eines größeren Kreises, einem für ihre Strebungen maßgebenden Ort, nur in Venedig sah sie den richtigen Schauplatz ihres Wirkens, ihrer Triumphe.

Der zärtliche Vater widerstand nicht den Bitten seines Lieblingskinds, für den Winter versprach er in die Dominante zu ziehen. Den Herbst über wollte der Graf noch recht der Lust des Waldwerkes genießen in seinen gewaltigen Forsten.

Eines Tages rannte sein Reitpferd ledig heim — Graf Spilimbergo lag im Walde, vom Sturze zerschmettert.

Der erste heftige Schmerz durchwühlte nun Irene's Seele, für eine Weile baunte er selbst die geliebte Kunst in den Hinter-

sie nicht, wie müde sie war. Der werthe Meister Tizian Becellio kam und neigte sich prüfend über die Leinwand. Sein Blick leuchtete, stumm suchte er des Mädchens Hand zum Drucke. Die Freude des Lehrers sprach mehr, als es die beredesten Worte vermocht hätten. Bestätigten, was kaum einem Zweifel unterlag, Venedigs Kunsttrichter das Urtheil des Fürsten der Malerei, dann stand Irene am Ziele.

Der Erfolg, dem müden Ringer oft im Alter erst gewährt, fiel bei ihr in die Morgenzeit des Daseins. Noch keine tausend Wochen alt, durfte sie schon die Hand nach der Lorbeerkrone ausstrecken.

Heißes, wildes Entzücken durchblühte die Seele des Mädchens — doch es ging rasch vorüber und erlosch in einer dunkeln Nacht von Trauer.

Am Abend des Tages der Vollendung ihres großen Bildes kam sie schwermüthig in den Saal. Irene's sinnige Rede und ihr wunderbares Saitenspiel lockte die Blüthe von Venedigs Patriciern nach dem Palaste da Ponte. Sie bewegte sich stets zurückhaltend und spröde, gleich einem Wesen höherer Art unter den Männern. Gesucht und bewundert, bannte sie die Worte der Liebe auf den Lippen.

Heute wunderten sich ihre Verehrer, sie so traurig zu sehen, die sonst immer sich in schönem Gleichmaß gehalten.

Des Nachts sanken Irenens Glieder bleischwer auf das Lager — die fürchterliche Anspannung der Nerven rächte sich in gebrochener Körperkraft.

Jetzt schienen Ruhm und Ehr nur Schattenbilder, den Menschen in die Irre lodend.

Ruhe, Ruhe, köstliche, balsamische Ruhe, Quellenmurmeln und Waldesduft schwebten der Müden als Labung vor. Im dämmernden Bewußtsein spiegelten sich die Tage von Spilimbergo ab, das Bild des geliebten Vaters, die Erinnerung an den Besuch der Königin Bona — an Giorgio Gradenigo.

„Harmonie der leiblichen und geistigen Kräfte, gleichmäßige Erregung und Befriedigung“, so definierte er das Glück. Freundschaft und Liebe pries er als begehrenswerth, sie regen sanft an und lehren, wenn befriedigt, wieder gleich der gesunden Sättigung, auf welche neuer Hunger folgt. In den Augen des Denkers hatte nicht ein glänzender Zufall, ein großer Erfolg Werth, die Befriedigung stürmischer Leidenschaft! Denn auf diese folgt öde Leere, nach gigantischem Streben erliegt das gebrechliche Menschentwesen, die Schwingen der Seele werden matt.

Wirr wogten die Gedanken in Irenens Haupte, die Sinne schwannten ihr, es brach ein heftiges Fieber aus.

Manchmal erwärmte ein Lächeln die müden Züge der Pflegerinnen, weil Giorgio's Name in allen Phantasien wiederkehrte.

„Es wird noch Alles gut,“ flüsterte Emilia der treuen Campasse zu, „Irene's Jugendkraft überwindet die Krankheit, und Gradenigo kehrt zurück.“

So leisteten die beiden Mädchen hoffend den Liebesdienst.

Eines Morgens wurden sie dadurch belohnt, daß sich die herrlichen blauen Augen mit klarem Bewußtsein aufschlugen.

Da brachte Emilia der Schwester den Preis, um dessen willen Irene ihr Leben gefährdet. Das Bild Sophonisbe Anquisciola's war unterlegen. Die weißen, mager gewordenen Hände spielten mit dem goldenen Schaustück, ein seltsames Lächeln schwebte auf den Lippen der Kranken.

Hoch war der Einsatz, doch Irene hatte gesiegt.

Wachend verrieth sie Nichts von dem süßen Geheimniß ihres Fiebertraumes. Giorgio wurde von ihr in den kurzen Zwischenräumen der Anfälle ihres Uebels niemals erwähnt.

Drei Jahre weilt Giorgio Gradenigo in der Levante, muthig schlug er sich gegen San Marco's Feinde. Endlich brach die ersehnte Stunde der Heimkehr an. Freudig klopfen die Pulse des Patriciers, als die Geschütze des Lido seine Galeere donnern grüßten. Die Kuppeln und Thürme der langentbehrten, theuren Vaterstadt tauchten aus den Lagunen empor.

Auf dem Verdecke stand der philosophische Gradenigo in selbigem Schauen. Süß war ihm die Heimath, zahlreiche Bande verknüpften das treue, starke Herz des Patriciers mit ihr. Da harrete seiner die edle, weitverbreitete Sippe, denn mächtig waren in Venedig die Bande der Familie. Im Palaste Gradenigo lebte ein Kreis, der sich lehnte die Hände segnend auf des Sohnes Scheitel zu legen. Die Genossen und Freunde der Studienjahre vermiffen ihn, dessen klarer Geist ihren Gelagen den Hauptreiz verlieh. In der Dominante weilt auch ein liebliches, hochbegabtes Mädchen.

Nur Irene kann Giorgio Lebensgefährtin sein. Schiffe aus Venedig haben ihm Kunde von ihrem Besuche gebracht. Der echt philosophische Denker ist vorurtheilsfrei. Giorgio zürnt nicht, daß das Mädchen einen andern Weg wählte, als er. Mit ruhiger, parteiloser Schätzung bewundert er sogar Irene's festes Handeln. Daß sie im Augenblicke des Triumphes seinem Arme am nächsten sei, wußte er. Wenn ein Höpempunkt



grund. In sich versenkt beachtete das Mädchen auch nicht, was im Hause vorging. Graf Maniago ritt häufig von seinem nahen Gute herüber — nach abgelaufenem Trauerjahr feierte Julia da Ponte ihre zweite Hochzeit.

Nun ein Fremder an des Vaters Stelle getreten, ward Irene die Heimath gänzlich verleiht, der Oheim lud sie dringend zu sich, bei der Mutter fand sie nur schwachen Widerstand. So brachen beide Schwestern mit der treuen Campasse unter dem Geleite eines vertrauten Dieners nach der Dominante auf.

Irene richtete sich im Palaste da Ponte ihrem Geschmade entsprechend ein.

Sie wählte ein Studirzimmer und ließ in goldenen Lettern die Inschrift darüber anbringen: „quel che destina il cielo non puo fallire.“ Hier führte sie nun ein ernstes, angestrenktes Leben, selbst im Winter sich mehrere Stunden vor Tagesanbruch erhebend, um die ihr so kostbare Zeit zu gewinnen, denn außer ihrer geliebten Kunst pflegte sie noch sorgfältig die Ausbildung ihres Geistes und Musik.

Zu dem Allem fand sie tägliche Anregung, befreundete Patricier, Künstler und Gelehrte bildeten Gianpaolo da Ponte's Abendkreis, unter ihnen thronte Irene mit ruhiger Heiterkeit.

Aber ein Gedanke beherrschte ihre Seele übermäßig und gebot jeder andern Regung Schweigen. Ein Ziel schwebte ihr vor den brennenden Augen, alle Fibern spannten sich an, dasselbe zu erreichen.

Irene vollendete ein zu öffentlicher Ausstellung bestimmtes Bild, es sollte gegen das Werk der gefeierten Sophonisbe Anquisciola concurriren. Als sie den letzten Strich gethan, merkte

im Leben erklimmen ist, so öffnet sich neue Aussicht, und auch er hatte der Geliebten bewiesen, daß er männlicher That fähig sei. Die Philosophie ließ mich die Lockungen des Ehrgeizes gering achten," dachte er, "aber die Liebe schlug die Philosophie, Giorgio Gradenigo wurde wider Willen ein Held."

Nichts Trennendes lag mehr zwischen ihnen. Der erste Weg des heimkehrenden Patriciers führt zum Dogenpalast, er hat der Signoria und dem Senate Bericht zu erstatten. Dem genügt Giorgio Gradenigo, aber bevor er das Vaterhaus betritt, stürmt er nach dem Palast da Ponte.

Er stößt dort auf erschrockene Diener, auf verstörte Gesichter, zuletzt trifft er ein weinendes Mädchen, es ist Emilia von Spilimbergo.

Bei seinem Anblicke vermehrt sich ihr Schmerz. "Zu spät, Giorgio!" ruft sie, "Irene hat eben vollendet!"

Berlöst ist nun der glänzende Stern am Lebenshorizonte, der ihm Leuchte gewesen. Hoffnungsfreudig ist Giorgio in den Palast da Ponte getreten; daß er jetzt, bei der schweren Kunde, nicht zusammenbricht, verdankt er den Lehren des Alterthums, deren Weisheit er sich fleißig eingeprägt. Nicht umsonst hat ihm der große Pythagoras der Seele Gleichmuth empfohlen. Die männliche Fassung verliert Giorgio Gradenigo nicht, er vermag noch als zärtlicher Bruder die trauernde Emilia zu trösten.

Gleich fern vom Toben und Vergessen äußert sich die Trauer des Philosophen um die Geliebte.

Durch ganz Italien scholl die Wehklage. Tasso bejaug das so frühe der Erde entrückte, herrliche Mädchen. Das poetische Herz Irene's trieb alle begabten Zeitgenossen an, ihrem Angedenken eine Blume zu weihen.

Im vollen Glanze von Jugend und Schönheit, mit Ruhm geschmückt, von Liebe umworben, so mußte sie scheiden.

Giorgio Gradenigo sammelte die ihr zu Ehren verfaßten Sonette und schrieb dazu die Geschichte ihres Lebens, die Strahlen von Irene's kurzem Erden-dasein zu einem Bilde zusammenfassend.

Dem öffentlichen Leben hat der philosophische Patricier entsagt. Aus der rauschenden Dominante ist er in das ruhige Landhaus an der Brenta gezogen. Die Freunde wallten häufig dorthin. Wie hat Giorgio Gradenigo eine Gattin heimgeführt.

Den Platz, den Irene von Spilimbergo einnehmen sollte, vermochte keine Andere zu füllen.

In der Kirche.

Von Ludwig Pietzsch (zum gleichbenannten Bilde von H. Salentin).

Die Bücher in den Händen dieser Frauen und Mädchen sind keine protestantischen Gesangbücher. Sie enthalten keine Choräle, sondern Gebete. Die Lippen derer, deren Augen darauf ruhen, öffnen sich nicht zu ihrem Gesange; nur die stumme

Die Originale dieser Andächtigen hier im Kirchengestühl gehören zu der großen Familie der Originale der Berthold Auerbach'schen Volkslebensbilder, der "Schwarzwälder Dorfgeschichten". Wenn wir das herrliche Waldgebirg Südbaierns wandersfroh durchstreifen oder auch nur von Baden-Baden aus die beliebte Tour mit der Bahn nach Achern und von dort auf dem Wege durch die Thäler und über die tannendunkeln Höhen zu der schönen Klosterkirche von Allerheiligen und den Ringzügen gemacht haben, so sind uns sicher vor der Thür der mächtigen stolzen Bauernhäuser mit den breitüberstehenden Holzdächern und auf der Landstraße diese Gestalten jung und alt sämmtlich in voller Wirklichkeit begegnet. Wie der Dichter des Schwarzwalds hat auch der Maler dieser badischen Kirchen-scene so genau beobachtet und zugleich so liebevoll gezeichnet, daß sein Bild ebenso gut die Darstellung eines von der Natur selbst empfangenen Eindrucks, als die gemalte Illustration zu einer Schwarzwälder Dorfgeschichte sein könnte. Allerdings eine Gestalt, welche bei jeder, ob Dorf- oder Stadt-geschichte, wenn sie einiges romantische Interesse haben soll, eine der wesentlichsten und unentbehrlichsten ist, zeigt Salentin's Bild nicht. Das ist der junge schlank Bursch, der hier noch auf der Bank neben dem hübschen, lieben, blonden Kinde so gut Platz fände und eben so fromm, andächtig und sittig, aus dem vergriffenen Buchlein Gebete mit ihr gemeinsam ablesen und murmeln könnte, wie auf einem bekannten Bilde Hogarth's der junge respectable City-Sohn aus dem prayer-book seiner Nachbarin. Man sieht dem herzigen Gesicht nicht einmal an, ob seine Bestgerin neben den "Kinderspielen und Gott im Herzen" überhaupt bereits auch nur einem freundlichen Schatten in Jünglingsgestalt und dem Gedanken an so einen Schatz Raum gewährt habe. Sie scheint noch so gänzlich unbeirrt, ungestört, ungestört Friedens. Wenn sie zur Beichte geht, wird sie Mühe haben, auch in den geheimsten Falten ihrer Seele etwas Sündiges auszuspielen, wofür sie die Absolution des Herrn Pfarrers zu erbitten hätte. Der kleine Bub, der da zu ihrer Linken auf den Fliesen kniet und betend seine Pelzmütze in den Händen dreht, könnte Auerbach's Ivo sein und wie dieser schon in seinem kindlichen Lockenköpfchen davon träumen, wie auch er einmal dort am Altar als "Gairle" im schönen Messgewand stehen, und das Wunder der Wandlung des Brodes und Weines sich unter seinen geweihten Händen vollziehen werde. Die Großmutter hinter ihm im Gestühl, die auf dem Schemelchen knieend durch die Brille Gebete liest, kennt sicher keinen höheren Stolz und hegt keine freudigere Hoffnung, als ihr feines krausköpfiges Entelchen einst gänzlich dem Dienst der Kirche zu



In der Kirche. Von H. Salentin.

Sprache der Seele wiederholt ihren Wortlaut. Einzig vom Hochaltar selbst geht der weithin die Kirche durchhallende Klang aus. Dort begehrt der Priester des Herrn das allgemeine Messopfer für die ganze fromme Gemeinde. Diese Kirche ist eine katholische, in süddeutschen Landen. (Ich müßte mich sehr irren, wenn sie nicht zum Sprengel des Bischofs von Freiburg im Breisgau gehörte.) Die prächtige gestifte Fahne dort über dem Gestühl, mit dem von goldenem Strahlenkranz umgebenen Crucifix an der Spitze der Stange, ist schon mancher Procession voraus getragen worden und wird es wieder werden noch bei vielen heiligen Festen, an denen sich die Spötter und Ungläubigen vergebens ärgern.

ihrer Seele etwas Sündiges auszuspielen, wofür sie die Absolution des Herrn Pfarrers zu erbitten hätte. Der kleine Bub, der da zu ihrer Linken auf den Fliesen kniet und betend seine Pelzmütze in den Händen dreht, könnte Auerbach's Ivo sein und wie dieser schon in seinem kindlichen Lockenköpfchen davon träumen, wie auch er einmal dort am Altar als "Gairle" im schönen Messgewand stehen, und das Wunder der Wandlung des Brodes und Weines sich unter seinen geweihten Händen vollziehen werde. Die Großmutter hinter ihm im Gestühl, die auf dem Schemelchen knieend durch die Brille Gebete liest, kennt sicher keinen höheren Stolz und hegt keine freudigere Hoffnung, als ihr feines krausköpfiges Entelchen einst gänzlich dem Dienst der Kirche zu

weihen, welche keine treuere, überzeugtere und eifrigere Bekennerin hat, als diese ernste, feste, tüchtige Frau.

Unzweifelhaft ist es ein Herr Lehrer aus dem Nachbarort, der dort weiter im Hintergrund im nächstfolgenden Gestühl neben seiner Tochter stehend der heiligen Handlung zusieht. Weißes Haar kränzt nur noch spärlich sein kahles freundliches Haupt, das in der Haltung und mit dem Ausdruck eines bescheiden demüthigen Würdebewußtseins auf dem steifen schwarzen Rockfragen und der hohen Halsbinde ruht.

Besonders charakteristisch noch ist das Paar im Vordergrund links: Vater und Sohn. Auch ohne daß die dichten Reihen der schweren silbernen Knöpfe an dem schwarzen Sonntagsrock und der rothen Weste von seinen wohlgefüllten Truhen, Ställen und Scheunen und seinen wohlbestelltem Aedern erzählten, würde es ebenso der ganze sorgliche, saubere, tadellose Anzug und die selbstbewußte sichere Haltung thun, in welcher er, neben seinem Bubem, die Hände über dem Stockknopf gekreuzt, in seinem Gestühl dasitzt. Was er erarbeitet, gewonnen und gepart hat, wird dieser Sprößling sicher nicht in die Winde zerstreuen. So jung er ist, so sieht er bereits ganz danach aus, als ob er festhielte, was er hat, und was er haben will, zu erwerben verstehen würde.

Nymphäa.

Erzählung von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Sie redete so verwirrt, daß ihm das Herz seltsam zu klopfen begann. Er wiederholte, ihre weiße Gestalt mit einem trunkenen Blick umfassend, stammeln seine Frage. Nun faltete sie die Hände und sah bittend wie ein schüchternes Kind zu ihm auf. „Die Götter haben ja Mitleid mit bangenden Herzen,“ sagte sie leise, „und vor Allem Du, Apoll, der Du schon einmal —“

Sie kam nicht weiter, doch er verstand ihre zaghaft über den See deutende Hand und erwiderte: „Gebiete mir, und ich bin drüben!“

Dankbar und zutraulich wieder faßte sie seine Hand. „Ich weiß es, Du bist edel,“ versetzte sie schnell. „Drüben, wenn Du die schmalste Stelle wählst, gelangst Du an einen Waldbrand, dem folge eine kleine Weile links hinab und Du triffst ein Häuschen, darin ein freundlicher Mann wohnt, ein alter Diener vom Gute drüben.“

„Dein Vater?“ fiel er ein.
„Ja.“ Sie stieß es hastig hervor und fuhr fort: „Poche dort und sag ihm, ich sei hier.“

„Doch wie nenne ich Dich ihm?“
Sie bedachte sich einen Moment. „Sag ihm, sein Kind, das er von je am liebsten gehabt — und er möge heimlich mit einem Boot hierher kommen, es zu holen. — Was willst Du?“

Er hatte gleichzeitig eine Bewegung, seinen Purpurmantel loszuknüpfen, und gegen den Pavillon gemacht. „Ich gehe, meine Kleider wieder anzulegen.“

Sie fiel schnell ein: „Dann würden sie aufs neue naß, und Du sändest heut' Nacht vielleicht keine trocknen mehr. Nein, laß diese bei dem Alten — bei meinem Vater, und falte die Deinen Dir auf dem Kopf zusammen, daß Du sie beim Schwimmen über dem Wasser hältst. Geht es nicht? Ich sah noch nie Jemand gleich Dir schwimmen.“

Sie ging mit ihm und half ihm gewandt und eifrig seine fast schon völlig wieder getrockneten Kleider zu schnüren, daß er sie einem schweren Hute ähnlich auf dem Kopf befestigen konnte. Drüben leuchteten die Fackeln glühender, denn der Mond stieg bereits aus den Rand des Horizontes hinab, und der Jüngling stand zur feuchten Reise gerüstet und schritt auf das Wasser zu. Allein plötzlich hielt jetzt ihr Arm ihn, und ihre Augen blickten ihm mit einer irr aufsteigenden Angst ins Gesicht. „O Gott — ich bin sinverlassen,“ stieß sie aus, „wirft Du auch die Kraft haben, hinüber zu kommen. Wenn die Nixen Dich hinunterzögen?“

Er lachte: „Ich folge keiner mehr, wenn Du mir veriprichtst —“

„Was?“
Es klang wie ein Hauch der Lippen kaum. „Daß ich Dich wieder sehe, daß ich Dich morgen wieder sehe.“

Sie nickte stumm. „Morgen Abend, wenn Deine Schwester zurückkommt, Apoll.“

„Und wo?“

„An dem Waldbrand, hart am Park des Schlosses, ehe man das Häuschen des Alten erreicht.“

Er sah sie mit klopfendem Herzen an. „Kann ich Dir glauben? Gelob' es noch einmal — gib mir ein Unterpfand, daß Du dort bist.“

Sie tastete an ihrem Nacken. „Ich habe keines — doch ich gab Dir die Seerose — Nymphäa lügt nicht.“

„So gelobe es mit den Lippen!“

Er schlang kühn den Arm um ihr Goldhaar, sie zitterte und erwiderte kaum hörbar: „Ich that's ja.“

„Nein, anders, und sie werden mich vor allen Nixen der Erde schützen, heut' und immerdar!“

Das Mädchen stand regungslos, sie versuchte nicht, sich aus seinem Arm zu ringen, nur ihre Stirn wandte sich zurück, in die Höh', und sie stammelte: „Deine Schwester sieht es und zürnt —“

Aber die Lippen verstummten, denn der Sommerhauch neigte die ersten Rosen zu einander, daß ihre Kelche sich berührten und sich hielten, wie die Augen zuvor es auf der Strahlenbrücke gethan, die sie herüber und hinüber gebaut — und lautlos wieder quachte das Weberschiffchen des Feenkindees darüber.

Der Jüngling selbst war diesmal der Windstoß, der die Rosen auseinander riß. „Leb' wohl — jetzt hab' ich ein Pfand, daß ich Dich wieder finde, Nymphäa!“ rief er und mit einem Sprunge hatte er das Wasser erreicht, und es rauschte auf und wie weiße Sterne tauchten die Seerosen auf und nieder, die seine Arme zur Seite warfen. Das Mädchen stand wie betäubt und sah ihm nach, wie das blinkende Wasser über dem Purpurmantel rieselte, der leuchtend auf der Fläche dahinzog. Mächtig erlosch sein Glanz mehr und mehr, der Mond stieg hinab, und die Sterne kamen zurück. Nur ein leises Plätschern tönte noch aus dunkler Ferne, in dessen Richtung die Augen unverwandt wie im Traum gegenüberblickten. Auseinander hatte der Windstoß die rothen Rosen wieder getrennt, doch die silbernen Fäden, mit denen die

Mondnacht sie umwunden, waren nicht zerrissen und glänzten über die kistlosen Wasser des See's.

Ernst Eckhof war in dem Landstädtchen gewesen, dessen Thurm er am Abend zuvor durch die Waldlücke vom Ende des See's herübertragen gesehen. Im Osten stand's schon roth wieder, als er an die Einfahrt des Hauptgasthofs im Orte klopfte, und der Wirth öffnete ihm in eigener Person, schon mit dem Frühlicht zu einer Fahrt über Land aufbruchfertig. „Ich bin müde, kann ich ein Bett bekommen?“ fragte der späte oder äußerst frühzeitige Wanderer.

„Ist mir leid, aber meine Zimmer sind alle besetzt,“ antwortete der Reifefertige mit einem kurzmusternen Seitenblick über den Ankömmling.

„So schlafe ich auf einem Sopha,“ meinte dieser.
„Die sind bei mir nicht für solchen Gebrauch bestimmt.“
Der Student machte ein verwundertes Gesicht. „Um diese Zeit werden sie doch schwerlich anders benutzt werden.“

„Wer um diese Zeit kommt, pflegt nicht müde zu sein,“ replicirte der stoische Wirth.

„Nun, wenn man die Nacht hindurch gegangen ist.“
„Darnach sieht man nicht aus.“
„Sondern?“ Der junge Mann brachte es, die hôtêlbesitzerliche Grobheit nur mit einem Lachen beantwortend, hervor. Doch sein breitschultriges vis-à-vis entgegnete unerschütterlich auf die Frage:

„Als ob man bereits irgendwo gelegen hätte.“
„Wo denn?“
„Wo man hin zu gehören scheint.“

Er warf einen Blick dabei auf die anmuthig und gewässerreich am Hause vorüberrieselnde Gasse, die durchaus keinerlei Commentares benöthigt war. In Eckhof's Zügen aber malte sich die reinste Freude an der unverfälschten heimathlichen Natur, und er rief: „Gottlob! Ich dachte wahrhaftig schon, es gäbe Nichts, als Feen und Nixen mehr hier in der Gegend —“
„Zawohl, man sieht darnach aus, als hätte man mit derlei Gesindel zu thun gehabt,“ fiel der Wirth ein.

„Aber, gottlob, ich sehe jetzt, daß es auch noch das Gegentheil von solchen Mondscheinphantasien hier gibt —“

„Herr, was meinen Sie damit?“ fuhr der Gasthofinhaber, an seine ausstellungsfähig dicke und rothe Nase greifend, erbost heraus. „Meinen Sie vielleicht meine Nase damit? Meinen Sie etwa, daß ich an ihr eine Phantasie habe?“

„O nein, o nein, es ist Wirklichkeit, Herr Schwartmagen,“ lachte der Student. Unwillkürlich griff der Benannte an die Reifemütze und stotterte: „Sie kennen mich?“

„Es scheint jedenfalls besser, als umgekehrt.“
„Herr Du mein Gott,“ versetzte Herr Schwartmagen und zog die Mütze ganz vom strubbeligen Kopf — „Herr Du meine Güte — sind Sie nicht —?“

„Ganz gewiß bin ich.“
„Der kleine Eckhof?“ Und der Sprecher duckte mit der Hand auf Ellenhöhe über dem Pflaster nieder.

„Allerdings,“ lachte der Student. „Sind Sie nicht der kleine Schreihals —“ und er ahnte mit den Armen das Tragen eines Wickelfindes nach — „der mich ungefähr ein Vierteljahrhundert vor meiner Geburt Morgens immer um den besten Schlaf brachte?“

„Br!“ machte der Wirth unwillkürlich über die Replik und schnitt eine Grimasse.

„Sie denken wohl nicht gern an die Milchzeit?“ meinte der junge Mann.

Herr Schwartmagen ging der Wirth aus. Er antwortete: „Aber in was für einem Aufzug kommen Sie denn? Sie sehen ja aus, als hätten Sie fünf Stunden im Wasser gelegen.“

Ernst Eckhof blickte an sich nieder. „Wenn man in den Regen kommt, wird man naß; geht's Ihnen nicht so?“

Der Wirth riß die Augen auf. „Ich habe wohl gehört, daß man sich und Andern Wind vormacht — aber Regen, wenn seit vier Wochen kein Tropfen gefallen ist, und der Landmann das Seidel davon mit einem Groschen bezahlen würde —?“

„Ja so — es gibt Regen, der Einem auf den Kopf fällt, und Regen, in den man mit dem Kopf fällt,“ bemerkte der junge Mann philosophisch, „mir ist das letztere passiert.“

„Was heißt das wieder?“
„Daß ich über den See geschwommen bin.“

„Sind Sie denn ganz toll geworden?“
Ernst Eckhof sah ihn mit einem zärtlichen Ausdruck an.

„Nein, nur halb, denn ich that es einzig aus Sehnsucht, möglichst bald zu Ihnen zu kommen, lieber Herr Schwartmagen. So, nun wissen Sie Alles von mir und können es weiter erzählen, ich aber bin von der Freude des Wiedersehens müde geworden und möchte etwas schlafen. Sie haben jetzt wohl ein Bett für mich und inzwischen ein Hügelchen für meine Kleider?“

Der Wirth schüttelte den Kopf, doch es lag trotzdem eine Bejahung darin, denn er setzte sich, den Weg zeigend, gegen die Treppe in Marsch. Aber er fügte bei: „Ich glaube, Sie haben einen Rausch.“

„Sie verstehen sich darauf,“ bejahte der Student, „und wenn man die halbe Nacht hindurch den feinsten Liqueur getrunken hat, dünkt mich, ist's kein Wunder.“

Herr Schwartmagen drehte sich auf der vorletzten Stufe um. „Feinsten Liqueur? Wo denn? Was denn?“

„Seerosenthau,“ versetzte Eckhof ernsthaft. „Haben Sie noch nicht davon gehört?“

„Seerosenthau? In meinem Leben nicht! Fliederthee — Camillenthee — aber Liqueur? Wo denn?“

Sie standen auf der Schwelle des für Eckhof bestimmten Zimmers. „Wo?“ wiederholte dieser, „wie? Im Hôtêl zur Nymphäa —“

„Habe ich nie davon gehört.“
„Man desillirirt ihn bei Mondschein, um Mitternacht, und er ist süß wie Honig; aber wenn man einmal davon getrunken, brennt Etwas das Herz —“

„Der Magen, meinen Sie. Muß ein starker Schnaps sein.“
„Daß man Nichts denkt, als wieder dahin zurück zu kommen.“

„Hol' mich —!“ rief Herr Schwartmagen und schlug sich mit der Handfläche auf die Hüfte, „das ließe sich in der Wirthschaft brauchen!“

„Das ist ganz meine Ansicht oder Ansicht. Sagen Sie —“ und der Arm des Studenten legte sich vertraulich auf den des Wirthes — „wissen Sie zufällig, ob der Alte — drüben —?“

„Welcher Alte? Der Fabrikant?“

„Nichtig! Der Weißhaarige — am Waldbrand — Sie wissen —“

„Keine Silbe.“
„Ich meine, ob Sie seine Tochter —?“
„Die Schänkmamsell?“

„Schänkmamsell?“ Ernst Eckhof stieß es überrascht, heftig, grimmig aus. „Da? Das? Dort am Waldbrand. Sie? Schänkmamsell?“

„Ja — ha — ha!“ Herr Schwartmagen lachte, daß ihm der Bauch hüpfte. „Kann mir denken, was Ihnen passiert ist! Ha — ha — ha!“ Die blonde Betty oder Brigitte, oder Litta, wie sie heißt aus dem Seefrug mit den Mondscheinäugen? Nicht heißen die Vent' sie, weil sie sich Nachts auf dem See herumtreibt — der Alte ist ein Narr, daß er's zugibt — und sie faßelt gelehrte Brocken, die sie hier von den Primanern aufschmagert und hängt sich allerhand unkluges Zeug um.“

Der junge Mann starnte ihn eine Secunde lang an, dann faßte er ihn mit beiden Händen an der Schulter, warf ihn aus der Thür und schloß diese zu.

„Ha — ha — ha!“ Seerosenthau! lachte Herr Schwartmagen, über die Behandlung durchaus nicht beleidigt, draußen. „Wird ein schönes Gepansch gewesen sein! Wünsche den Jammer wohl auszuclafen! Guten Morgen, kleiner Eckhof!“

Der Träger dieses Namens hörte ihn noch oft im Lauf des Tages lauter und leiser. Er ging durch die Straßen des Städtchens, und wo man ihm aus dem Fenster nachblickte, sagte Jemand: „Es ist der kleine Eckhof.“ Er sah sich die Häuser an, und die Häuser sahen ihn an, und er hörte, wie er weiterging, deutlich, daß sie murmelten: „Es war der kleine Eckhof.“ Die ihm begegneten, guckten ihm ins Gesicht und erwarteten, daß er sie grüßen würde, doch er machte eine Faust in der Tasche und that's nicht, und sie erzählten, nach Hause gekommen, sie seien dem kleinen Eckhof begegnet, und er sei ein ungezogener Mensch geworden. Manchmal stand er still, sagte laut vor sich hin: „Schänkmamsell!“ und setzte ingrinnig lachend seinen Weg fort, und die Leute, die es grade hörten, schüttelten ihren Kopf und meinten, es scheine nicht ganz richtig in dem des kleinen Eckhof. Er kam am Postgebäude vorüber, trat hinein und fragte, wann die Post nach der nächsten Eisenbahnstation abgehe. Am Abend, hieß es und er löste ein Fahr билет und nahm seine vorige Beschäftigung wieder auf. Sie führte ihn jetzt zum Städtchen hinaus, eine Weile am Seebrand hin, auf eine hohe Pappelwand zu, deren Blätter in der Mittagssonne flimmerten. Dahinter lag der Muthub der Zeit auf einer kleinen, heißen, schrägansteigenden, mit Liguster umfriedeten Koppel, wie jeder von Menschen bewohnte Ort ihrer nöthig ist, und welche diese Kirchhof oder Friedhof oder Gottesacker benennen. Ein Pförtlein mit einem offenstehenden, an den Spigen vergoldeten Eisengitter führte hinein, und Ernst Eckhof trat hindurch, wendete sich um, blickte über den See zurück und sagte: „Die sind eigentlich sehr klug, die dem Rückweg nicht wieder hier durch die Pforte machen, und es ist jedenfalls das albernste Metier, die Menschen, wenn sie hierher wollen, zu veranlassen, daß sie es noch aufstieben.“ Er ging den breiteren Mittelweg zwischen allerhand Monumenten und Kreuzen hinauf und las die Namen, die darauf standen, eine Lectüre, die ihn offenbar noch philosophisch-positivistischer, als vorher stimmte. „Ein schönes Album voll Unsinn,“ murmelte er, „die Blätter sind alle gleich erbaulich. Daß sich noch Niemand im Grab darüber umgehört hat! Ich spaziere hier herum, wie ein Ochse unter Disteln. Was gibt's da? Auf Wiedersehen!“

„Zawohl! Heut' Abend, nicht wahr? — Schänkmamsell!“

Er setzte sich auf einen heißen Graswall und blickte in die Welt hinaus. Romantisch auf einem Hügelrücken lag das Städtchen mit seiner Schloßkrone im Vordergrund, weitgedehnt und mittagsverschleiert der See rundumher. Dunkle Waldgürtel und grüne Bänder umwanden ihn vom Haupt bis zum Fuß, und weiter stand die Sonne am wolkenfreien Himmel darüber. Aus der spiegelnden Wasserfläche stieg sie als flammende Riesensäule wieder auf und blendete das Auge, das sich darauf hinwandte, daß es auch fortgedrückt das zitternde Strahlenmeer auf alle andern Dinge übertrug.

„Eine Narrenwelt,“ philosophirte Ernst Eckhof, dessen Augen sich in diesem Zustande befanden, laut, „das heißt, wer ist der eigentliche Narr? Die Welt? Oder der, welcher sich in sie hinein begiebt? Man wird anfänglich allerdings nicht gefragt, und insofern ist zuerst die Welt narrenhaft, und dann erst Derjenige, der zur Vernunft gekommen ihr unkluges Treiben freiwillig forsset. In diesem Falle also ich. Die Welt ist hier offenbar schön, und nur ich der Narr, weil ich sie wieder aufsuche, ohne mehr in sie hinein zu passen. Was nicht zusammenpaßt, soll von einander bleiben; meine Vaterstadt wäre nicht so verrückt gewesen, mich aufzusuchen, aber ich betrug mich so albern und kam zu ihr. Alle Schuld ist lediglich auf meiner Seite — item, was ging es mich an, wenn die Schänkmamsell gestern Abend in einem ledernen Boot aufs Wasser fuhr? Wer das thut und nicht schwimmen kann, der ertrinkt. Es ist das gewissermaßen sein Recht und der Lauf der Dinge, und man soll allen Dingen stets ihren natürlichen Lauf lassen. Ich war ein Esel, und es geschah auch mir Recht. Wäre ich mit ertrunken, würde jeder mit Recht gefagt haben, mir sei Recht geschesh. Freilich, muthmaßlich würde Niemand eine Silbe davon erfahren haben. Der kleine Eckhof wäre verschollen gewesen, und es hätte Niemanden bekümmert, wo er geblieben. Statt wie die andern braven Leute hier hinter den Pappeln, läge er dort unter den Sonnenstrahlen, was man so die Ewigkeit nennt, mit der Schänkmamsell zusammen, zur Unterhaltung für die Fische. Ein Unglück wär's auch gerade nicht, denn die Todten passen alle zusammen — nur die Lebendigen nicht —“

Er lachte und wandte die Augen vom See ab und übertrug die Sonnenblendung auf eine grüne Waldtuppe fern jenseits des Wassers. „Ich habe Nichts gegen das Leben an und für sich,“ meinte er, „wenn es nicht so wäre, wie es vor den Augen sich abbildet, sondern so, wie es hinter ihnen abgebildet ist. Vor den Augen ist Alles Unsinn, jämmerliche Gleichgiltigkeit, ein großer leerer Raum, ein trostloses Handwerk ohne Zweck und Lust — hinter den Augen liegt die Welt in der Welt, sinnvoll, mit wechselseitigem Halt, ein kleines, ganz ausgefülltes Etwas, ein Beruf zum Heil für sich und Andre. Wie sieht diese Welt in der Welt aus? Existirt sie? Hat sie mathematische Ausdehnung, Umfassungsmauern, Fenster, durch die man hineinschauen kann, Fleisch und Blut, Stimme, Augen —?“

Der junge Philosoph blickte gedankenvoll auf die Waldtuppe. „Es läßt sich nicht leugnen,“ fuhr er fort, „daß sich denken läßt, diese Welt läge zum Beispiel da drüben. Ein Haus, nicht zu groß, mit dichten Grün umher, Garten und Wald, auch

etwas Wasser, ganz hübsch, nicht wahr? Vogelgefangen war dabei, und das monatliche Mietbezahlen hält ein Ende. Ein großer Hund dazu, der jedesmal bellt, wenn Fremde kommen, und mit dem Schweif wedelt, sobald es Hausfreunde sind. Abends spiegelt der Mond im See, und man fährt in einem Rachen, den man Gondel getauft hat. Warum schaffst du nicht Feder, der es kann, ein solches Haus an? Ich kann es, mein Vater hat die Güte gehabt, es mir zu ermöglichen, und es gibt ihrer viele, die man in einer Stunde kaufen, contractlich in Besitz nehmen und beziehen kann. Ja, ich sehe es da drüben leibhaftig vor mir liegen. Ich bin wieder ein Narr."

Der Monologstrende machte eine kurze Pause, dann schüttelte er skeptisch den Kopf. "Wenn ich dort nun säße, wären die hübsch decorirten Zimmer die Welt? Garten und Wald? Was? Vogelgefangen? Wäre ein großer Hund und eine unechte Gondel die Welt? Mich dünkt, ich könnte eben so gut hier hinter den Pappeln liegen, als dort wohnen, wenn das die Welt wäre, die hinter den Augen abgebildet ist. Der große Hund hätte es jedenfalls besser, als ich. Aber es wäre doch der Anfang einer Welt? Nartheit! Ein Fensterrahmen wär's ohne Scheiben, ein Goldrahmen ohne Bild! Wer macht jenen zuerst, eh er weiß, ob dies hineinpassen wird? Ein Narr! Wieder ich!"

Ernst Eckhof's Augen sahen die Waldkuppe und das Haus, das ganz im Grün lag, nicht mehr, auch nicht den großen Hund und die Gondel, sondern inmitten eines Meeres von goldenen Lichtstrahlen gewahrten sie deutlich das, was die Lippen schilderten. "Was in den leeren Rahmen hineinpaßt?" sagten diese, wäre ein Bild mit sonnenhellen Locken und zwei seltsamlichen Gescheiten darunter. Ganz in Weiß bis auf die Füße hinunter, das müßte sich überall von dem Grün an der Stelle abheben, wo ich gerade wäre. Es müßte sprechen, wenn ich Vogelgefangen hören wollte, und in den hübsch decorirten Zimmern neben mir, ja auf meinen Anien sitzen, sobald ich mich darin aufhielte. Dann wäre es eine Welt. Und wenn ich den großen Hund streichelte, müßte das Bild ein paar kleine, feine, weiße, warme Hände mit nach seinem zottigen Kopf austreten und bald ihn, bald meine Hand streicheln. Dann wäre der Hund eine Welt. Und wenn der Mond über den See stiege, da müßte das Bild mit mir in der Gondel sein und das Goldhaar an meine Schulter legen, und wenn Luna ins Wasser hinunterstiege, da müßte es sich zu mir hinaufheben, immer höher und näher, und unter den Gescheiten, die mir ins Auge leuchteten, müßten ein paar rothe, weiche, warme Lippen —"

Der Philosoph stieß einen Seufzer aus und ergänzte: "Dann wäre auch die unechte Gondel eine Welt —"

Pföglig sah er mit höchst verwunderten, eigenthümlichen Augen auf.

"Mich dünkt, das Alles hätte die größte Ähnlichkeit mit einer gewissen Schänkmamsell."

Ernst Eckhof machte eine bedeutend längere Pause in seinem Selbstvortrag, als je zuvor, dann concludirte er: "Meinetwegen — warum sollte das Bild nicht so aussehen? Der Schluß, welcher sich daraus ableitet, heißt nur einfach, daß mithin auch das Alles noch nicht das X der gesuchten Welt sein würde, wenn die Anhänger der goldhellen Locken und der Edelsteine eine Schänkmamsell wäre, wenn die kleinen, feinen, weißen Hände auf dem zottigen Hundekopf einer Schänkmamsell angehörten, und wenn die warmen, rothen Lippen in der unechten Gondel sich auch als unecht, das heißt als die einer Schänkmamsell herausstellten."

Die Sonne hatte während dieses Monologs dasjenige gethan, was sie unbefümmert um den Polylog der ganzen Menschheit fortwährend zu thun pflegt, sie war ihres Weges weitergegangen. Unzähligen zum Vergnügen und muthmaßlich ebenjo Unzähligen zum Verdruß. Sie hatte die Welt überall mit andern Lichtern und Schatten bemalt, hier etwas ins Dunkel geschoben, was ihr für heut nicht mehr beachtenswerth schien, dort Dinge ins Klare gerückt, die bisher ein seitabgelegenes Dasein geführt, verformene Hauswände getüncht und hoffnungslos erblindete Fensterscheiben zu blendenden Spiegeln aufpolirt. Sie warf die Schatten der langen Pappeln nicht mehr wie kleine Auswüchse auf die Füße derselben nieder, sondern dehnte sie schweigend in Stundenzeigern gleich über die Koppel mit den feuerreichen Albumpräparaten auf Holz und Stein aus, und ebenjo zirkelte sie sich auf dem See hin und da einen bisher gleichgiltig von ihr vernachlässigten Punkt heraus, schliff und facettirte ihn wie einen plötzlich aufgefundenen Demant, drehte ihn über dem Wasser hin und her, zog die seltsamsten Lichter aus ihm und concentrirte diese mit hartnäckigem Eifer auf der Nezhaut des Kirchhofspolylogen.

"Unrecht —?" wiederholte dieser eines seiner letzten Worte, und auf einmal lag ganz fern drüben, aber scharf und genau erkennbar, wie durch ein Fernrohr gesehen, der kleine Inselpavillon mit seinen sonnengelänzenden weißen Säulen vor ihm — warum denn unecht? Waren die Lippen es in dem Augenblick weniger? Deshalb stellte ich diese Betrachtung denn nicht damals an? Weil ich es nicht wußte? Wah! Wenn ich nicht wußte, daß der Vogel da Buchstink heißt, wäre er deshalb um eine Feder anders? Und hätte sie, als ich sie küßte, erst fragen sollen, ob ich auch wüßte, wer sie sei?"

Ernst Eckhof that etwas Sonderbares. Nicht, daß er ein Cigaretten und zugleich eine Zündholzboxe ans der Tasche zog, sondern daß er, obwohl die vollkommenste Windstille von der Welt um ihn lag, sich einen Tibibus dazu drehte. Und selbst dabei verfuhr er noch in merkwürdig wählischer Manier. Er griff abermals in die Tasche und suchte, bis er dasjenige Blatt Papier fand, das ihm für seinen Zweck ausschließlich geeignet erschienen mußte. Curiojer Weise war dies gerade der Postschein, den er in der Stadt vorher gelöst; er betrachtete ihn und las: "Vier Thaler, sieben Groschen — Fugger hat einmal Karl dem Fünften einen Schuldschein, der das Tauwendische betrug, zum Vichtanzünden präsentirt — es gab noch keine Cigaretten-damals, sonst hätte er sicherlich dies gentilere Auskunftsmitel gewählt —"

Er wickelte das Blatt kunstgerecht zusammen, zündete es an und hielt die Cigarre darüber. "Es war auch ein Schuldschein," murmelte er, die schwarz verunkeltende Asche betrachtend, "besseres Papier könnte sich die löbliche Postbehörde übrigens dafür anschaffen. Mithin: Sie hat es versprochen, und ich habe es versprochen. Hält die Schänkmamsell ihr Wort, so stände ich unter ihr, wenn ich mein's nicht hielt. Der Rest wird sich finden. Also!"

Er stand auf, warf noch einen Blick über Stadt und See, dann einen zweiten auf seine Uhr und machte ein überraschtes Gesicht. Wo war der Sommermittag geblieben? "Auch gut," murmelte er, "oder vielmehr, desto besser!" Vom Städtchen her kamen ehrsame Bürger mit Weib und aufgeblähten Töchtern

promenirt, um sich nach der Tagesarbeit den Platz zu befehen, wo sie einmal von aller Arbeit ausruhen würden. Sie schwatzten vergnüglich dabei und rauchten ihre Pfeife, die Mädchen gingen, eine Kette bildend, Arm in Arm und drängten sich mit anmuthiger Albernheit auf der Straße hin und her, als der junge Student an ihnen vorüber wollte, sahen ihm nach und lüchelten. Die Väter dagegen schüttelten bedenklich den Kopf und die Pfeife zwischen den Zähnen, meinten, der kleine Eckhof sähe ihnen nicht darnach aus, als ob er sich einmal eine ordentliche Hausfrau nehmen, ein vernünftiges Hauswesen führen und sich schließlich in gebührender Weise auf dem Pappelkirchhof begraben lassen würde, und dampften behaglich weiter.

Auch der Vielbesprochene ging seines Weges weiter, ohne die Stadt mehr zu berühren, die staubige Landstraße entlang, dann seitwärts ab in einen Wald, zwischen dessen Stämmen es schon mit grünem Dämmerchein webte. Manchmal bot sich ein Blick auf den See, der Wanderer wußte es schon im voraus, er kannte jede Biegung des Weges genau. "Es war auch eine komische Periode," murmelte er, "wie ich ihn als Secundaner in den Ferien ein paar Mal in der Woche lief, um zu sehen, ob die kleine Comtesse vielleicht so groß geworden, daß sie zu den Seerosen auf der Insel hinüber dürfte. Die Seerosen waren da und sind noch heutigen Tags da, wie ich mich gestern genugsam überzeugt habe, aber das kleine Ding hab' ich nie wieder mit Augen gesehen. Möglicherweise liegt's auch schon irgendwo mit einem Albumblatt über dem Kopf, darauf Seine Excellenz, ihr Herr Vater, ihr eine hochgeborene Urständ' wünscht. Ich aber laufe hier herum, im Grunde nicht klüger, als damals, und wenn sie sich heut' noch Etwas wünschen könnte, wär's jedenfalls etwas ganz Anderes, als damals. — Da fängt der Park seiner Excellenz an, und hier trug mich der gräfliche Wagen am Abend heraus. Mich! Es gibt eigentlich nichts Narrischeres, als wenn der Mensch sich immer vorlöst, daß ihm etwas Derartiges einmal passiert sei. Ein Knabe fuhr hier, der Ernst Eckhof hieß, und jetzt gehe ich hier und heiße zufällig auch wieder Ernst Eckhof. Das ist das Einzige, was geblieben, ein Name — weiter findet auch nicht der geringste Zusammenhang statt. War ich damals ich? War ich etwa gestern Abend der Ich von heut' Abend? Es wäre recht angenehm, wenn man sich als ein wenig dauerhafter herausstellte, aber es ist einmal nicht so. Vorwärts! Rückwärts bricht jeder Augenblick eine Brücke ab, noch ehe der Fuß ganz hinüber ist, und das Umsehen darnach macht selten Vergnügen."

Der Weg führte wieder auf freies, schon dunkles Feld, das gegen den See zu von einem Waldbaum begrenzt wurde. Zur Linken schimmerte das Schloß von Waldbuch noch eben sichtbar zwischen baumlosen Lücken des Parks hindurch. Ein anderer Schimmer lag schon wieder darüber am Horizont und deutete das Herannahen der Rückkehr des silbernen Nachtgestirns an, das am Abend zuvor über der Waldkuppe am See heraufgestiegen.

"Die Helle bedeutet, daß dort das kommen will, was gestern Abend meine Schwester hieß," sagte Ernst Eckhof, auf dem freien Felde einen Moment seinen Schritt hemmend. "Dieses Mondlicht erhebt in der That die ganze Frage am besten. Heut' sehe ich es mit den vernünftigsten Augen von der Welt an, als den Trabanten der Erde, circa ein halbes Hunderttausend Meilen von uns entfernt, ein von der Sonne verfluchtes Ding ohne Luft und Wasser, Monarchien und Republiken, Seerosen und Narrenheiten, und gestern war ich ohne jeglichen denkbaren Grund verrückt, nannte es Luna und Schwester und glaubte es, hol' mich der leibhaftige Unsinn, beinahe selbst. Es ist also ganz offenbar, daß ich nicht derjenige bin, der gestern Abend da drüben mit einem rothen Mantel ins Wasser gesprungen, aus Land geschwommen und wie ein Betrunkener zu dem Haus des Alten hinaufgelaufen ist. Wenn ich das nun aber nicht bin, was will ich denn jetzt hier? Die Schänkmamsell hätte vollständig das Recht, so zu fragen. Sie erwartet den Narren, und ein Anderer, ich, der Kluge, komme. Mithin thut ein Kluger wissenschaftlich Narrenwerk! Da finde Einer heraus!"

Er schlug sich vor die Stirn. "O Jupiter maximus! Nach demselben weltbewegenden System finde ich hier natürlich auch gar nicht einmal, was ich suche, denn ich suche ja Etwas, das gestern war. Vielleicht trägt sie ein ganz anderes Gesicht heute, und ich gehe an ihr vorüber, ohne sie zu erkennen. Oder sie spricht chinesisch. Oder sie ist häßlich wie die Nacht. Das wäre noch das Beste!"

Der philosophus redivivus griff sich an den Kopf und schaltete lachend ein: "Ich glaube, es wirbelt mir wirklich etwas darin. Es müssen sich da einige Ganglien in meinem Cerebralsystem emancipirt haben, daß sie wie Sternschnuppen durcheinander taumeln. Es liegt übrigens wahrscheinlich in der Luft hier, und ich könnte meine Doctor-Differtation darüber schreiben, denn der Alte, der Vater oder Fabrikant, wie Herr Schwarmagen sagt, war heut' Nacht unverkennbar auch toll, als ich an sein Fenster klopfte. Für Leute, die aus dem Schlaf aufwachen, muß ich etwas sehr Vornehmeres haben, denn er sagte ein über das andere Mal: 'D mein Gott, Herr Graf! Und wäre fast ertrunken, sagen Herr Graf?' Und weg war er mit den alten, steifen Beinen, ehe ich mich aus dem triefenden Apollomantel herausgewickelt hatte. — So, die Eine ist da, und ich bin da — wo ist die Dritte, die das Collegium herstellig macht?"

Unter der Einen, der seine Hand einen Gruß zuwinkte, verstand er den Mond, der ebenso glanzvoll, "und ach, wenig bekümmert um uns", wie vierunzwanzig Stunden zuvor im Oiten emporschwamm. Er warf sein traumhaftes Licht auf den Waldsaum, dessen Blätter leis in der Nachtluft zitterten, über der Wiefe seitas dampfte weißwallender Nebel auf.

Es raschelte Etwas im dünnen Laub, Schritt um Schritt kam es über die trocknen Blätter näher, und das Herz fing plötzlich mit pochender Heftigkeit in der Brust des jungen Mannes zu schlagen an — "Hymphäa —" flüsterte er. Da streckten sich einen Moment ein paar grünröthlich leuchtende Augensterne aus dem Walddunkel hervor und machten hastig wieder kehrt, und im Galop sauste der vierjährige Inhaber derselben über knackendes Gezweig zwischen die Stämme zurück.

Schritt um Schritt auch wanderte der Mond weiter. —

"Wenn sie nicht käme —?"

Es war der erste Laut, der seit einer langen Weile wieder den Lippen des Wartenden entglitt, und er fühlte, daß ihm das Blut gleich einer Fluthwelle in die Schläfe schoß und im nächsten Augenblicke auch wieder kalt durchfröstelnd zum Herzen zurückeblute, und er wiederholte stammeltend: "Wenn sie nicht käme —?"

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Lotterie.

Wohlthätigkeit, Milde üben, den Leidenden helfen und beistehen, war von jeher ein Vorrecht der edlen Frauenwelt. Dem "Bazar" erscheint es daher als besondere Pflicht, die zahlreichen Leserrinnen und Leser diesseits wie jenseits des Oceans an ein Unternehmen zu erinnern, das seines humanen Zweckes wegen die angelegentlichste Empfehlung verdient.

Wenn wir Deutsche heute mit Stolz auf die hohe Stellung unseres Vaterlandes blicken dürfen; wenn wir sehen, daß im Auslande der sonst vielfach bespöttelte Landsmann zu gefürchtetem Ansehen emporgestiegen; daß die Flagge der deutschen Schiffe den Ruhm der Nation rund um die Welt trägt; wem verdanken wir dies? Wem verdanken wir es, daß Germania nicht mehr das durch Jahrhunderte hindurch alt gewordene Trauerkleid trägt, sondern ein Gewand der Freude und den glänzenden weithin strahlenden Schmuck der Siegestrone anlegen durfte? Jenen Brüdern, die auf den blutigen Feldern Frankreichs den Helden-tod starben, und jenen Helden, die unter uns wandeln, aber zum großen Theil ihre Tapferkeit und ihren unbezwingbaren Muth mit persönlichen Opfern an Lebenskraft und Gesundheit bezahlen mußten. — Das Vaterland, der Staat ist unermülich in den Bestrebungen, seinen Kindern, die lorbeergetrönt aber krank am Körper heimkehrten, beizustehen und für deren Wohl und Existenz ebenso zu sorgen, wie sie für die Erhaltung und Größe des heimischen Herdes sorgten. Zu diesen Bestrebungen aber gehört auch die Deutsche Lotterie, deren Plan und Zweck hier in Kürze vorgeführt werden möge: Die deutsche Lotterie bezweckt die Gründung und Vollenkung eines Pensionats für Civil und Militär für den Kurort Marienberg, welches zum Andenken an den hochseligen König Friedrich Wilhelm den Vierten den Namen Friedrich-Wilhelm-Stiftung führen wird. Sie bezweckt ferner eine Unterstützung der Fonds der Kaiser Wilhelm-Stiftung für deutsche Invaliden und für die hinterbliebenen Wittwen und Waisen der Gefallenen; sie will endlich die Gewährung ihrer Hilfe ausdehnen auf wohlthätige und gemeinnützige Anstalten, die während des letzten Krieges erhebliche Ausfälle an ihren Einnahmen gehabt haben, oder, wie mehrere sächsische Stiftungen, diese Hilfe verdienen, da die königlichen Ministerien Sachsens bereitwillig die Gründung von Stellen bei der Friedrich-Wilhelm-Stiftung fördern halfen.

Es ist ein glücklicher und edler Gedanke, daß an der Wohlthat des neuen Instituts nicht nur die Kämpfer in Uniform, sondern auch Bürgerliche Theil nehmen sollen. Unser Heer war ein Volk in Waffen, und die Männer des Geistes, die daheim blieben, kämpften nicht minder um die Freiheit und Unabhängigkeit der Nation, wie die, welche jenseits des Rheins die Einheit und alte Größe des Vaterlandes auskämpften. Künstler, Gelehrte, Dichter, Journalisten — auch diese sind ja bisher in Deutschland an Gütern nicht gesegnet gewesen — sie dürfen alle ohne Unterschied der Staatsangehörigkeit auf den Bestand der Stiftung rechnen, die, zu Ende künftigen Jahres hoffentlich vollendet, von da ab ihre legezenseitige Thätigkeit beginnen wird.

Die Unterstützung dieses Unternehmens ist dem deutschen Volke ungemein erleichtert. Denn während auf der einen Seite die Geschenke, namentlich von sämtlichen deutschen Fürsten und Höfen aus in reichlicher Menge zugeströmt sind, ein Umstand, der umso mehr hervorgehoben zu werden verdient, weil gerade hierin und in den von Vereinen und Privatpersonen zugehenden Geschenken ein schönes Bild der neu errungenen Einigkeit sich offenbart; während ebenso die deutschen Künstler-Genossenchaften in der Zuwendung werthvoller künstlerischer Gegenstände, in erster Linie die von Stuttgart und Dresden, mit seltener Bereitwilligkeit vorangegangen sind: ist auf der anderen Seite der Preis der Loose, von denen 150,000 ausgegeben werden, ein so geringer, daß zuversichtlich die Erwartungen des Anfaus weit übertroffen werden müssen. Das Loos beträgt nur einen Thaler, und 15,000 Gewinne*) stehen in Aussicht.

Und verlohnt es sich etwa nicht der Mühe, dieses Scherlein in den Schoß der Fortuna zu werfen, wenn das Füllhorn derselben mit den lockendsten Gewinnen versehen ist? Der Vorstand, an dessen Spitze edle Damen, wie Elfriede von Mühlensfeld, die Herausgeberin der patriotischen "Hohenzollern-Viertel", Mathilde von Bülow, die Staatsministerin Falk, Marie Friccius, Julie Gerson u. s. w. stehen, hat in überraschender Weise dafür georgt, daß im Hauptgewinne der Grundgedanke des humanen Werkes sich wieder spiegelt. Er besteht in einem kostbaren Kaiserplateau von gediegenem Silber mit Verzierungen, bezüglich auf das neue Kaiserthum, und repräsentirt den Werth von 4000 Thalern. Die nächste belletristische Nummer wird eine Abbildung des interessanten Kunstwerkes enthalten. Von diesem Gewinn abwärts gibt es indessen keinen, der unter dem Kaufpreise des Einzellooses wäre. Allen Liebhabereien ist mit großem Geschmac durch den Ankauf einer Menge industrieller, künstlerischer, literarischer, musikalischer Werke u. s. w. entgegengekommen. Der Raum erlaubt uns nicht, alles Einzelne zu nennen; doch seien noch hervorgehoben werthvolle Marmorbüsten des deutschen Kaiserpaars, ein zwei Fuß hohes Monument Friedrich's des Großen in Bronze (nach Rauch), silberne Thee- und Kaffeefervices, beide mit Beziehung auf den letzten Krieg, Bechstein'sche Flügel, Pianinos von Biese, sechzig goldene und silberne Uhren, vierzig Nähmaschinen, unter den zahlreichen Gemälden ein echter Claude Verrain und David Teniers, zwei Landschaften von Hildebrandt; wundervolle japanische Arbeiten; Gegenstände der Hauswirtschaft aller und jeder Art, Porzellane, Kronleuchter, Lampen, Schmuck, Gold- und Silberfachen u. s. w. Unsere schönen Leserrinnen wird es interessieren, besonders zu wissen, welche Geschenke von hoher Hand gestiftet wurden, und so wollen wir zum Schluß noch hervorheben, daß das deutsche Kaiserpaar prachtvolle Delgemälde (italienische und schweizer Landschaften), ein Reliefbild Friedrich's des Großen und ein kostbares Photographiealbum gestiftet hat; das österrreichische Kaiserpaar einen achtmarmigen Leuchter von massiver Bronze; das sächsische Königspaar große, reichverzierte Basen aus Meißener Porzellan; der König von Baiern photographische Wandbilder des bairischen Nationalmuseums; der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin in das Schloß von Schwerin (vierzig Tafeln von A. Stiller herausgegeben) u. s. w. Möge unsere Aufforderung zur regen alseitigen Unterstützung des edlen Werkes um so größeren Anklang finden, als die Ausföhrung desselben eine Zeit lang durch die Unglücksfälle an der Dsteeküste, welche alle deutschen Hände in Bewegung setzten, in den Hintergrund treten mußte.

*) Am 4. Juni ist die Ziehung in Berlin. Den Ankauf von Loosen vermittelt wohl jede Buch- und Kunsthandlung in deutschen Städten.

Die Mode.

Der Künstler hat meine flüchtigen Bleistiftskizzen so reizend ausgeführt und aus den Hülsen, die ich ihm schickte, so liebenswürdige fleurs animées gezaubert, daß ich sofort mit der Beschreibung dieser Miniaturmodelle beginne. Ohne in ist der Frühling eine vollendete Thatsache, und da man über



ein fait accompli keine Worte mehr verliert, so kann ich meine Leserin mit den süßlichen Phrasen vom „Sommermond“ und „wunderhohen Monat Mai“, welche in diesen Tagen wie Gänseblümchen wuchern, verdonnern und statt der Paphros hellleuchtende Sommergärten flattern lassen und statt der Gras- und Weidenstücker die Arabesten der Guipüripizzen schildern.



Also zu unseren sehr modernen Disputantinnen. Die Dame auf dem ersten Bilde trägt eine Toilette aus naturfarbenerm Batist lila, besetzt mit Weiss aus gleichem atlasgestreiftem Stoff, welche Vorderbahn und den unteren Saum der bauchig drapirten Robe und als Revers die Casaque zieren. Himmelblaue Grosgrainstreifen vervollständigen den Auszug des Kleides, große weiße Perlmutterknöpfe denjenigen der Casaque. Der Schoß der letzteren ist im Rücken gespalten. Das Hüthen aus weichem englischen Stroh zeigt eine Garnierung von himmelblauen Grosgrainbändern und Theorien.

Das Costüm des Kindes besteht aus einem kurzen Beinkleid und einer halbanstehenden Bluse aus hellgrünem Paphros. Watrosenhut aus englischem Stroh und hohe Stiefeln aus schwarzem Lackleder.

Dame Nr. 2 prangt in einer Robe aus hell-olivengrüner Popeline. Volants, um deren oberen und unteren Saum sich eine Taffeteinfassung in rose saumon zieht, überdecken die Rücken- und Seitenbahnen des Hodens, dessen Vorderbahn in russische Falten gelegt ist. Das Schopfleibchen und die engen Ärmel sind mit übereinstimmenden Volants garnirt.

Die Toilette, Nr. 3, ist aus hell-pfeifenblauer Taffet gefertigt und mit Blissevolants geschmückt, die durch schwarze Sammetpangen gehalten und seitwärts von Sammetstreifen mit weißen Perlmutterknöpfen und von einem Taffet-Schrägstreifen begrenzt werden; letzterer dient zugleich als Einfassung der Vorderbahn, von deren Mitte sich ebenfalls schwarze Sammetstreifen, je mit einer Perlmutterknöpfe zusammengefaßt, abheben. Die Volants und Schleifengarnierung wiederholt sich auf dem Schopfleibchen und den halbweiten Ellenbogenärmeln. Die Dame mit dem Papagei zeigt die Garnierung des Rückenheils.

Nun zu meinen Frühlings- und Sommer-Vorstudien im Allgemeinen:

Die Röde der Promenaden-Anzüge sind noch immer mäßig weit und lang, und so reizend und originell sich auch ihre mannigfachen Aus schmückungen durch Volants, Schrägstreifen, umfangreiche Schärpen, Puffen und Draperien gestalten, ganz haben dieselben das Uebergewand nicht verdrängen können, das, allen Prophezeiungen zum Trotz oder, richtiger, seinen vielen Anhängern zu Liebe, immer noch siegreich sich behauptet. Das Gleiche gilt von den Schopfleibchen und den anideltenden Hüften mit Gürtelschöß, welche die herrlichen Taillenformen bleiben, diejenige nicht zu vergessen, welche der Polonaise angehört. Auch die halbweiten und engen Ellenbogenärmel mit verschiedenartigen Garnierungen erhalten sich nicht nur, sondern können die allein modischen genannt werden.

Außer dem stets beliebten Schwarz sind die verschiedenen Nuancen Grau, Mode- und cera-Farbe für Phantastikstoffe wieder am meisten begünstigt und durch ihre bläulichen, grünlichen und gelblichen, oft kaum definierbaren Töne und Abtönungen doch neu und eigentümlich. Häufig verbinden sich mit jenen Tönen, wenn diese sich nicht von einander hell und dunkel abtönen, sanfte abtönende Farben, die sich entweder als Streifen oder Blumenmuster vom Grunde abheben oder am Auszug das zu Ein- oder Gleichförmige auf harmonische Art unterbrechen. So ein mal vorzugsweise, wie wir dies bereits bei der Beschreibung der Röde erwähnt, die neutralen Schattierungen mit einem blauen Blau (bleu de mer, bleu myosotis etc.) oder einem garten

Rosa (rose saumon, rose chair etc.). Außer den angeführten unbestimmten Farben haben wir noch das matte Grün, Blau und in den mannichfaltigen Schattierungen variierende matte grüne, blaue und lila Nuancen und begehren das Prädikat „modern“. — Zu schweren Seidenstoffen macht eine neue Farbe „citrouille“, die an Bronzeblau oder an ein helles Olive erinnert, viel Furore. Fast für alle der Toilette zugehörigen Gegenstände erfreuen sich die Spitzen einer großen Beliebtheit. Als Schmuck der Sommerkleider wählt man besonders die echte oder die imitierte weißleimene Guipüre, welche, ganz abweichend von ihren früheren Zeichnungen, in künstlich-schönen Arabestmustern erscheint. Schwarzwollene Guipüre mit Gold- und farbigen Seidenstickereien ist der neueste Beleg auf schwarzen Gaze- und Seidenroben, welche letztere übrigens auch den Moire- und Grosgrain-Garnituren in sehr sanften Farben, wie Blaugrün, Meerblau, mauve, rose chair etc., treu bleiben.

Die Blissevolants aus seiden- oder atlasgestreiften Phantastikstoffen, welche man häufig zum Auszug der Kleider aus glatten Geweben verwendet, arrangiert man neuerdings so, daß die obenaufliegenden Falten sämtlich aus Seidenstreifen gebildet werden, während die eigentlichen Grundstreifen sich unter jene bergen. Eine übereinstimmend gestreifte Polonaise, welche den Stoff dann zu seiner vollen Geltung kommen läßt, ergänzt eine derartige Robe, die in ihrer Totalität einen anmuthigen Effect hervorbringt. Ueberhaupt findet die Zusammenstellung von zweierlei Geweben noch immer vielen Anklang, gleichviel, ob ein Uebergewand die Toilette begleitet oder nicht.

Folgende Stoffe aus Gerjon's Magazin sind den im vorigen Bericht erwähnten anzureihen und gleich den verschiedenen leinenen Batist- und Linongeweben (damascirt oder mit weißgestickten Blumenstreifen und farbigen festen Streifen) als die Herolde des Sommers zu begrüßen: Algerienne, ein gitterartig aus grauem oder naturfarbenerm Garn und gleichmäßigem oder weißer Seide fabricirter Stoff mit damascirten Blumenstreifen, die je durch eine Reihenfolge schmaler Chenille- oder feiner Grundstreifen von einander getrennt werden. — Mascayenne, eine eigentümlich durchbrochene, harte Gaze in rothfarbenerm Leinen mit abtönenden Atlasstreifen, Vigoureux rayé satiné, ein dem vorhergehenden verwandter Stoff, auf dessen Gaze feine Knötchen hervortreten. — Victorine, ein Doppellinon aus naturfarbenerm Leinen mit äußerst schmalem weißleimenen Rippstreifen, die durch figurliche Dessins unterbrochen werden. — Brocatelle, ein Spitzengewebe aus weißem oder rothfarbenerm Leinen, das indeß nur zu Ueberkleidern Anwendung findet. — Brésilienne, eine aus Seide und Wolle gemischte Gaze in zwei sich abtönenden Tönen, deren Fond, abwechselnd fest und durchbrochen, quer gestreift, der Länge nach mit je zwei breiten nebeneinander liegenden hellen und dunklen Atlas- und gepreßten Rippstreifen durchzogen ist, in Blau- und Rosa- oder in Blau- und Schwarz, vert d'ocean und mauve von unvergleichlicher Wirkung. — Trou-trou, wie der Name ergibt ein durchlöcherter Stoff, von festem sprödem Gewebe, gitterartig aus starken und feinen Seidenfäden fabricirt. — Barège „Lydia“, eine Art spröder Grenadine in Schwarz mit farbigen faconirten seidenen Rippstreifen. — Grenadine rayée moirée, schwarze Wolle- oder Seidengrenadine mit farbigen Moiréstreifen, — und die schon zu winterrlichen Zeittoiletten mit Vorliebe getragene damascirt Seidengaze in allen nur denkbaren Farben mit detachirten oder fortlaufenden Blumenmustern durchwebt.

Für kühlere Tage sind die verschiedenartigen à jour gestreiften feinen Vollstoffe oder diejenigen mit seidenen Krepp- oder Rippstreifen, mit faconirten Blumen zc. bestimmt.

Die Menge der reizenden Anzüge, welche wir in dem Magazin des Herrn Gerjon bewundern, macht es uns schwer, für einen gebräugten Bericht, für eine flüchtige Skizze gerade das Beste, das Passendste und vielleicht auch das unseren Leserinnen Liebste zu wählen und doch möchten wir denselben als ausführlichere Erklärung des oben Gesagten noch einige Toiletten schildern.

Die eine derselben, deren graciose Arrangement das Ueberkleid entbehrlich machte, war aus rothfarbenerm, mit ramagirtes weißleimenes Blumen durchwebtem Leinenbatist angefertigt und imitierte durch eine breite eingestrichelte Vorderbahn aus glattem rothfarbenerm Batist eine geöffnete Robe. Die Vorderbahn schloß unten mit einem 18 Centimeter hohen Blissevolant und seitwärts mit einem 8 Cent. breiten blaurosa Grosgrainstreifen ab, welcher letztere sich unten rings um die Rückenbahnen fortsetzte, die oben zu einem umfangreichen Ruff drapirt waren. Ueber dem Blissevolant vorn sitzend, eine Polonaise zeichnend, etwas schmälere rosa Grosgrainstreifen auf, an beiden Seiten von einem Blissevolant aus glattem Leinenbatist umrahmt. Die mit gespaltenen Schößen verlebene Taille, deren Befestigung mit dem der Rückenbahnen übereinstimmte, begleitete ein Fichu aus rosenfarbenerm Grosgrain, das hinten mit einer großen Schleife und lang flatternden Enden geziert und vorn in der Taillenbiegung mit einer kleineren Schleife zusammengefaßt war. Die Ellenbogenärmel endigten in drei Volants, über welche sich ein breiter rosa Grosgrainstreif zog.

Eine schwarze Toilette bestand aus einem Röde von schwerer Fäule und einer Polonaise von damascirt Seidengaze. Den Saum des Hodens zierten zwei gekräuselte Gaze-Volants mit Kopf (je in der Höhe von 15 Cent.), von einem ebenholischen Schrägstreifen eingefasst und von einer Chantillyspitze umrandet. Die gleiche Spitze, der ein harmonischer Zwischenfaden den oberen Abschluss gab, zog sich um die Polonaise, welche doppelte Vordertheile hatte, von denen die unteren, edig ausgeschnitten, von der Taille an geöffnet waren, während die oberen scharf auseinander wichen, an jeder Seite eine Jacke beschriebenen und auf dem Rücken sich zu eigentümlich verschlungenen Draperien gestalteten. Diese wurden noch mittelst eines zusammengekommenen Schärpenendes aus zartblauem, 30 Cent. breitem Moireband, das sich seitwärts aus dem übereinstimmenden Gürtel löste, zu einem Ruff gefaßt, unter welchem das Band eine sehr große niederhängende Schleife und ein 60 Cent. langes Ende bildete. Den Rücken der Taille schmückte ein Spitzengewand mit Schleifenbüscheln aus blauem Moireband. Die Ellenbogenärmel waren mit breiten, unterhalb des Armes geöffneten und mit einer Reihe blauer Schleifen zusammengefaßten Spitzengewand ausgestattet.

Als ein hübscher Zubehör zur Toilette hat sich im vergangenen Winter die Schopfweste eingeführt, deren Erfolg noch ziemlich lange gesichert zu sein scheint. Sie wird in schwarzem Moire, besonders zu Promenaden-Anzügen aus grauen Stoffen mit schwarzem Moirebeleg, unter einem im Rücken anideltenden Jackchen getragen, das in der vorderen Mitte nur mit einem Knopf zusammengehalten, oben herzförmig geöffnet ist und unten auseinanderknüpft. Man fertigt auch sehr große Westen, Form Louis des fünfzehnten an, und trägt halb lange, vorn der ganzen Länge nach geöffnete und mit Revers angelegte Polonaisen darüber, deren Schöß in der Rückenmitte gespalten und gleichfalls mit Aufschlägen versehen ist. Die Westen, welche man über die Taille zieht, haben so viel Beifall gefunden, daß man solche für den Sommer aus weißem und gelbem Riquis vorbereitet. Sie sind mit Perlmutterknöpfen geschlossen und rings mit schmalem gestickten Batist- oder winzigen gebrannten Wollstreifen geziert, welchen letzteren ein Zwischenfaden als Kopf dient.

Eine gefällige Verschönerung des Anzuges bieten die Fichus, die immer neue und graciose Variationen zeigen. Eins derselben, das seiner allerhöchsten Form wegen zu empfehlen ist, besteht aus jadenähnlichen Vorder- und Rückentheilen mit edigen Schößen aus Museline, verschwenderisch mit gesticktem Zwischenfaden und Valenciennes geschmückt; vorn ist das Fichu herzförmig geöffnet, mit Revers ausgestattet und dann mit rosenfarbenen Grosgrainstreifen geschlossen, während auf dem Rücken ein Spitzengewand mit Wandbündeln, von welchen letzteren lange Enden niederflattern, den Auszug bilden. Die Taschen sind auf den Vorderhöfen durch die Garnierung simulirt. Andere Fichus, aus vier übereinander fallenden Schrägstreifen aus hellfarbigem Grosgrain oder Crepe-de-Chine gefertigt und von Franzen umsäumt, zeichnen auf den Rücken einen geraden Kragen und gehen vorn schweifartig nieder, in edige Schöße auslaufend.

Die Hüte vervielfältigten sich in ihren Formen, obgleich dieselben keine hervorragenden Veränderungen erfahren und unter der verschiedenartigen Fülle des Auszuges, an dem man freilich nicht das Geringste missen möchte, oft kaum erkennbar sind. Die geschlossenen Façons unterscheiden sich nur wenig von der Mehrzahl der runden und sind wie diese meist mit aufgeschlagenem Rande versehen. Im Allgemeinen werden die runden Hüte zurückgelegt, doch gibt es auch höchst anmuthige und kleidbare Façons, welche einen Theil der Stirn bedecken. Der Mousquetairehut, dessen Rand nur an einer Seite aufgeschlagen, der Hut „Josephine“ mit tief nach hinten fallendem Diadem und die neapolitanische Toque mit rings aufgeschlagenem Rande gelten als die neuesten Formen.

Der weiße fein genähte Batist und das weiße englische Stroh werden am meisten zu den Sommerhüten verwendet; weniger häufig wählt man schwarzes Stroh für sie. Grosgrainbänder in matten Farben, entweder in zwei bis drei Schattierungen oder in jenen eigenartigen Zusammenstellungen, durch welche die Mode in letzter Zeit sich kennzeichnete, ombrierte Straußfedern und vornehmlich Blumen, besonders die Rose in allen Formen und zarten Farbenschattierungen bilden den reichen Schmuck. Der schwarze Wandschmuck, durch farbige Blumen belebt, wird, weil zu jeder Toilette passend, noch immer gern getragen. Man spricht auch von der Wiedereinführung der seit Jahren verbannten brochirten Seidenbänder; sie sollen die Keuschheit aus italienischem Stroh zieren.

Veronika von G.

Wirthschaftsplaudereien.

Dampfkochlampen. (System Berliner sen.) Unsere Leserinnen werden sich noch der Kochapparate erinnern, welche der Bazar in den letzten Jahren abgebildet und beschrieben hat, und deren Construction von den ersten reichen Bemühungen Zeugniß ablegt, welche Technik und Industrie der Dampf-wirthschaft zugewendet haben.

Es waren dies der Anhydrot-Kochtopf (Warren's Dampf-Kochtopf) und der Cordon hlen genannte Koch- und Brat-Apparat. Bei der Construction beider Apparate gab sich das Bestreben kund, möglichst an Feuerungs-material zu sparen und statt des noch allgemein gebräuchlichen Herdes mit mehreren Feuerungsstellen und der damit verbundenen Verschwendung von Feuer und ungenüht entweichendem Wasserdampf nur eine Feuerungsstelle zu nehmen und den Dampf vollständig auszunützen. Man ordnete zu diesem Zwecke die Kochvorrichtungen derart an, daß sie äußerlich ein geschlossenes Ganze bildeten, in dessen Innerem, wie in einer Menage, sich Fleisch, Gemüse, Kartoffeln zc. in getrennten Behältern übereinander befanden. Die Abtheilungen sind durch Röhren in der Weise mit einander verbunden, daß der im untersten Gefäß entwickelte Wasserdampf überall circuliren und die Speisen gar machen kann; daß durch ein solches Dämpfen der Speisen fast ausnahmslos wohlriechender als durch Kochen in Wasser und bei offenem Luftzutritt werden, wird jeder wissen, der Gelegenheit hatte, beide Kochverfahren mit einander zu vergleichen.

Das allgemeine Bekanntwerden und die Verbreitung des Petroleum als wohlfeilstes und bequemstes Beleuchtungsmaterial führten von selbst auf den Gedanken, das Petroleum auch als Feuerungsmaterial zum Kochen und Braten zu benutzen. Eine Fluth von Patenten, die in America auf hierfür bestimmte Apparate genommen wurden, zeigt nicht nur dafür, daß ein Bedürfnis nach solchen Apparaten vorhanden, sondern auch, daß es nicht so leicht sein konnte, etwas wirklich Brauchbares zu schaffen. Bei der Construction der Petroleum-Kochapparate behielt man das Princip der Dampf-Kochtopfe bei, während bei der Construction der Petroleum-Heizlampen es hauptsächlich darauf ankam, das Petroleum so vollständig als möglich zu verbrennen. Je unvollständiger das Petroleum brennt, umso mehr bläst die Lampe, verbreitet den Geruch von unverbrenntem Petroleum, und um so größer wird die Menge des verbrauchten Petroleum sein. In solchen Petroleum-Kochapparaten ist vielfach verbessert worden, und seit einigen Jahren werden dieselben als Abänderungen ursprünglich amerikanischer Modelle auch in Deutschland fabricirt. Wir haben die verschiedenen, zur Zeit bei uns gebräuchlichsten Petroleum-Kochapparate, zu welchen jetzt auch die Dampf-Koch-Lampe (System Berliner sen.) hinzugezogen ist, durch praktische Versuche unter einander verglichen und sehen nicht an, der letzteren den Vorzug vor allen übrigen uns bekannten ähnlichen Apparaten zu geben.

Berliner's Dampf-Kochlampe, von der wir im Beifolgenden eine Abbildung geben, hat vor anderen Petroleum-Kochapparaten den wesentlichen Vortheil größerer Einfachheit. Die eigentlichen Lampen (je nach Größe des Kochapparates), werden gleichzeitig 1, 2, 3 bis 5 Stück verwendet und gut construirte Rumbrenner mit Guldinern; sie geben eine völlig weiße Flamme und können sonst auch zur Beleuchtung der Küche zc. dienen. Der Petroleumbehälter der Lampen a, a, besteht aus Blech. Die Lampen werden dicht aneinander gestellt und reichen ihre Guldiner durch ein offenes Tischchen b, b in ein weites Blechrohr c, in welches der eigentliche Kochapparat (d bei g) eingehängt wird. Abstand der Guldinerröhren von dem Kochgefäß, Breite und Höhe des Blechrohrs, welche zum Zusammenhalten der Wärme dienen, sind so sorgfältig abgemessen, daß der größtmögliche Heizeffect erzielt wird.

Der eigentliche Kochapparat ist so einfach constructirt, daß wir eine Durchschnittszeichnung zu geben für überflüssig hielten; er besteht aus einem geländrischen Blechgefäß mit gut schließendem Deckel, welches im Innern in gehöriger Entfernung vom Boden (bei etwa 1/3 der ganzen Höhe) Metallträger für einen herausnehmbaren Siebboden zeigt. Auf diesem werden runde blecherne Einfassungsbügel (mit flachen Bügeln, zum Herausheben) zur Aufnahme von Gemüße, Kartoffeln zc. lose übereinander gestellt.

Beim Gebrauch der Dampf-Kochlampen ist folgendes zu beachten: Die Lampen selbst müssen, um eine blendend weiße Flamme zu geben und mehr Geruch noch Rauch zu verbreiten, stets sorgfältig rein gehalten, vor dem jedesmaligen Anzünden muß der verholzte Theil des Bodens nicht abgeschnitten, sondern mit einem um den Finger gewickelten Lappchen gleichmäßig abgestreift werden.

Die Döchte müssen vor dem Einziehen getrocknet werden, das Petroleum muß klar und gut und nicht der Sonne ausgesetzt gewesen sein.

Um ein vollständiges Gericht von Suppe, Fleisch, Gemüße und Kartoffeln zu kochen, füllt man das Kochgefäß bis zu einem Fingerbreit unterhalb des Siebbodens mit Wasser, in dies Wasser bringt man Suppenkräuter und Gewürze, auf den Siebboden das Fleisch. Man bestreut dann das Fleisch mit dem nöthigen Salz, legt darauf die Einfassung mit Gemüße, Reis, Kartoffeln zc., vertheilt den Kochapparat mit dem Deckel und hängt ihn in das Metallrohr. Da der Apparat fast hermetisch verschlossen ist und daher wenig Dampf entweichen kann, wird die Zeit des Kochens erheblich abgekürzt und bedarf der Apparat bis zur Zeit des Anziehens keiner weiteren Auffrischung.

Auf diesem Apparat kann man nicht nur kochen, sondern auch Fleischstücke schmoren und braten, wozu besondere Vorrichtungen mit Deckel beige geben sind.

Zum Kaffeekochen sind den Apparaten Sturzmaschinen zum Einhängen in den Mantel beigelegt.

Ein Apparat mit drei Lampen, ist groß genug, ein vollständiges Mittagessen für 4 bis 5 Personen zu fassen, und verurtheilt dabei einen Aufwand von Petroleum im Betrage von etwa 1/2 Sgr. bei zweifachem Kochen und wenn das Riter Petroleum 4 Sgr. kostet.

Das Kochen tritt bei den Dampf-Kochlampen viel früher ein, als bei den mit Flachbrennern versehenen Petroleum-Kochapparaten. Da zum Erhalten der Kochhöhe ein geringerer Aufwand von Feuer gehört als zum schnellen Erhitzen des Wassers bis zum Kochen (durch Ausstrahlen dieser Thatsache wird in unsern Küchen die größte Verschwendung mit dem Feuerungsmaterial getrieben) kann man nach dem Eintritt des Kochens die Zahl der Lampen verringern.

Die Dampf-Kochlampen werden von Finckenberg u. Co., Berlin, Weinmeisterstr. Nr. 4, angefertigt; die Preise derselben richten sich ganz nach Größe und Zahl der Lampen und Apparate. Einfache Petroleum-Kochlampen kosten bis zu 4 Thaler, mehrlampige Kochlampen für größere Familien und Restaurationen von 5 bis 25 Thaler.

Die bequeme und reinliche Handhabung der Dampf-Kochlampen sichert demselben eine große Zukunft. Nicht nur wird der Fabrikarbeiter, die Fabrikarbeiterin, ohne die Arbeit verlassen zu müssen, auf der Arbeiter-Kochlampe sich ein wohlfeiles, gelundes Mahl bereiten können, sondern auch die Hausfrau, welche mit ihrer Familie die Sommerfrische aufsucht, wird sich gleichlich schätzen, auch ohne große Kücheneinrichtungen den übrigen selbst und gewohnter Weise schmackhafte Hausmannstoft bereiten zu können.

Auflösung des Buchstabenräthsels Seite 114.

„Gran — Rabe — Aber — Netz“.

Räthsel.

Ein wahrer, echter Mann
Nicht entbehren kann;
Nur ich vermag zu geben
Ihm Muth und Kraft im Leben.
Ich bin von jenen Gaben,
Die Frauen meist nicht haben;
Und wenn — so bin ich lieber
Beschrankt auf ihre Kleider.

Freunde in Triest.